Polit. G.
428 f

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Polg 428

Einfluß

der

geoffenbarten Religion

auf

das Wohl der Staaten,

ein Wort, das nie oft genug, besonders in unsern Tagen wiederholt werden kann.

Herausgegeben

von

Rupert Hoy.

1820.

Paßau,
gedruckt und verlegt bey Peter Ambrosi.

R

707

Der Uebergang der rauhesten Nationen in sanftere Gefühle geschah unter der Aegide der Religion.

G. Müllers Reliquien 2. B.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem

Hochwürdigen, Hochgelehrten Herrn

Bernard, Theobald Wiest,

ehemaligen Mitglied, Prior und Novizenmeister des aufgelösten Benediktiner Klosters Niederalteich,

dann

Probst in Rinchna d. Z. Pfarrer in der Frauenau

widmet diese kleine Schrift zum Denkmal der Liebe und Freundschaft

der

Herausgeber

Bernard Rupert Hoy,

Mitglied und Professor des aufgelösten Benediktiner Klosters Asbach.

Vorerinnerung.

„Die christliche Religion, dieses neue Mittel der Bildung, sagt Herder*), hatte keinen geringern Zweck, als alle Völker zu einem Volk, für diese und eine zukünftige Welt glücklich zu bilden, und das nirgends kräftiger, als in Europa wirkte."

Herder schreibt wahr. Aber eben so wahr ist es auch, was ein Artikel im östreichischen Beobachter enthält:

„Es ist eine merkwürdige und eine niederschlagende Wahrheit, daß in den Republiken des Alterthums, daß lange vor dem Aufgange der Sonne, aus der das umgewandelte Europa seine ganze Herrlichkeit geschöpft hat, über die obersten Grundsätze politischer und legislativer Weisheit, und das Verhältniß zu den Staaten zu dem Urbilde aller ächten Gesetzgebung, Ansichten obwalteten, die aus

*] Ideen zur Phil. u. Gesch. d. Menschh. IV. Thl. S. 48.

der Gemeinschaft christlicher Völker mehr und mehr zu schwinden drohen. Mit einem seltsamen Gefühl von Verwunderung und Scham liest man heute, wie Männer, die auf dem damals glänzendsten Schauplatz der Erde die wichtigsten Geschäfte geführt hatten, über diese großen Gegenstände dachten.

„Es war die Meynung der Weisen aller Zeiten — sagt Cicero — daß das Gesetz kein Kunstwerk der Menschen, kein eigenmächtiges Produkt vorübergehender Volksschlüße, sondern etwas Ewiges sey, welches die Welt beherrscht. Daher lehrten sie, daß das erste und höchste Gesetz, ob gebietend, ob untersagend, im göttlichen Verstande seinen Sitz hatte; daß die Götter es den Menschen zur Richtschnur bey ihrer Gesetzgebung offenbarten. Wir sind von Jugendauf gewohnt, Gesetze zu nennen, was aus dem Gutdünken der Volksammlungen oder ähnlichen untergeordneten Quellen entsprang. Wie sollten aber solche Vorschriften, als Gesetze wirken können, wenn die Kraft jenes himmlischen Lichtes sie nicht belebt? Eine Kraft die älter, als alle Völker, und gleichzeitig mit der, die Gottes ist, der Himmel und Erde regieret.“ De legibus Lib. II. cap. IV.

Wie weit müssen wir uns von diesem erhabenen Standpunkte entfernt haben, wenn armselige Sophisten sich öffentlich erkühnen dürfen, jener höchsten Quelle der Gesetzgebung Hohn zu sprechen, das letzte Heiligthum der Menschheit — conscientiam generis humani! — zu entweihen, und den, der an diese oberste Instanz appellirt, als einen fanatischen Träumer zurückzuweisen! ... Dieß mag auch das Loos des Herausgebers dieser kleinen Schrift seyn. Das schreckt ihn aber nicht zurück, die Herausgabe derselben zu bewerkstelligen. Enthält sie gleich nichts Neues, so enthält sie doch nackte Wahrheit, die das Tageslicht vertragen kann, und an die sich selbst (wie die Geschichte des Tages beweiset) die Großen der Staaten halten, indem sie so manche Dämme gegen die demagogischen Umtriebe Deutschlands setzen lassen. Ueberhaupt fühlt es Europa wieder zu sehr: daß die Hauptstütze der Staaten und Thronen die geoffenbarte Religion sey, und die Nationen können es denjenigen Fürsten nicht genug danken, die derselben in ihrem Regierungssystem ihre vorzügliche Aufmerksamkeit schenken, um die innerliche Ruhe und Sicherheit in ihren Staaten herzustellen, und aufrecht zu erhalten.

Die geoffenbarte Religion will für dieses

Erden-Leben Sittlichkeit und Tugend — und ein durch Sittlichkeit und Tugend glückliches Volk zu schaffen, ist ja doch der Triumphe aller schönster! Also nur noch diese Bitte an die Leser:

„Such' überall den besten Sinn',
Mach's wie die Bien', nicht wie die Spinn'"

Deggendorf im Februar 1820.

Konkordate zwischen dem Oberhaupte der katholischen Kirche und den Fürsten werden geschlossen und sind schon geschlossen worden; Neue Konstitutionen für Staaten entworfen, und realisirt. In beyden gieng Baierns allgeliebter Regent allen übrigen Staaten Teutschlands rühmlichst, und wie der jüngstgehaltene Landtag mit so vieler Offenheit, und Biederkeit bewies, mit dem erwünschtesten, besten Erfolge voran.

Und was gab Veranlassung zu diesen wichtigen, Staaten beglückenden Schritten? Ich glaube nichts anders, als die große Verwirrung der Begriffe von Nützlich und Gut, Recht und Pflicht, Macht und Verbindlichkeit, die die Revolution eines benachbarten Staats hervorgebracht hat.

Man warf die Grundsätze eines Hobbes, Helvetius, Mendelsohns, Ferguson, Montesquieu u. a. m. untereinander, und suchte aus denselben ein System herauszubilden, dessen

Resultat nichts anders als Verwirrung, und eben darum nur Unhaltbarkeit erzeugen konnte. Denn was auf Inkonsequenz, Irrthum, Blendwerk gegründet ist, kann sich in der Länge der Zeit nicht erhalten.

„Wer sich, sagt der Verfasser der Sybille der Zeit,*) von einem Lieblingssystem hinreissen läßt; der verspricht sich und seinem Fürsten gebährende Berge. Dagegen wird ein Staatsmann, der die Begebenheiten mit kaltem Blute berechnet, sicherer den Punkt treffen, nach dem er zielt.“

Man stellte in Staaten den obersten Grundsatz auf: die Gesetze des Staats, nur diese allein stempeln Recht und Unrecht: die Vorschriften des Christenthums, der Sittenlehre, und die Gesetze des Staatsrechtes fallen in Eins zusammen. Unsere Verbindlichkeit wird nur durch Strafen bestimmt; die Pflichten des Menschen ändern sich mit den Pflichten des Bürgers, und wechseln mit der Verwechslung des Landes. Ursprung, Zweck, Gränzen der Moral liegen in dem Ursprung, dem Zwecke und den Gränzen der Staatsgesetze.

Wie ist es möglich mit solchen Grundsätzen eine Grundfeste des Staats zu bauen? Unmöglich ist es. „Nur drey Stützen sinds, worauf jedes Staatsgebäude ruhen muß, wenn es dauer-

*) 3. B. S. 10.

haft seyn soll: Einfachheit der Gesetze: wenige Gesetze: wahre Religion."*)

Wer kann mit Vorsatz ohne Blindheit behaupten: daß die Gesetze des Staats es sind, die unsere Handlungen gerecht oder ungerecht, löblich oder verächtlich machen? Müssen sich nicht selbst die Gesetze erst nach den höhern Gesetzen der Vernunft und der Tugend beurtheilen lassen, ob sie billig oder grausam, gerecht oder ungerecht sind? Ich weiß es, daß man die Begriffe von Tugend und Pflicht in Vorurtheile modelte, die man von den willkührlichen Gesetzen des Staats entlehnte. Aber ich frage: gab sie die Natur nicht auch den Wilden auf der Südsee, die ihre Gutherzigkeit, ihre Gastfreundlichkeit gewiß nicht einem Gesetzbuche verdanken? Es ist zwar der Einfluß der Staatsgesetze auf die Sittenlehre unverkennbar; und gleichwie jeder Irrthum an Wahrheit gränzt, so treffe ich auch hier eine Seite, die sich zur Wahrheit neigt. Noch leise, schreibt ein Anonymus, regt sich im Busen der Wilden das Gefühl der Tugend. Zwang und Bedürfniß, nicht ein ursprünglicher Vertrag; Eigennutz, Verlangen nach Sicherheit, nicht Geselligkeit verbindet sie zu einem Volk. Streitigkeiten über Mein und Dein, Gewaltthätigkeiten jeder Art, Handlungen, die auch Barbaren mißfallen, veranlassen Erklärungen, Entscheidungen

*) S. d. Z. 3. B. 12. Abschn.

der Volksvorsteher. Aus einzelnen Entscheidungen entstehen Gewohnheiten, nach denen man sich richtet, wenn der erste Fall wieder eintritt: aus Gewohnheiten Gesetze, die Anfangs roh, auf einzelne Fälle passend, nur ein Gedächtnißwerk der Alten, nur auf die Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft gerichtet; in der Folge aber erweitert, erhöht, bestimmt, vermehrt, und dem Fortschritte der Kultur angepaßt werden. Sicherheit, Ruhe, Geselligkeit, die Früchte der Gesetze, entwickeln die Fähigkeiten des Menschen nach allen Seiten hin. Die schönen Künste, die auf die mechanischen folgen, schmücken seine Fantasie mit reitzenden Bildern, und lassen ihn Empfindungen des Guten und Schönen wahrnehmen; die vorher in Nacht und Dunkelheit gehüllt waren. Der Verstand, durch so viele Beobachtungen angeregt, hebt sich aus seinem Schlummer. Er sammelt, vergleicht, trennt, baut sich Systeme, und da er sich auf alles einläßt, was ihm begegnet, so kann ihm der Unterschied menschlicher Handlungen, wodurch er bald das zu verdammen gezwungen wird, bald mit Beyfall zu verehren; die Glückseligkeit und die Ruhe, die uns lohnt, oder straft, wenn wir dieser Stimme folgen, oder sie verwerfen, wenn wir Harmonie und Ebenmaas in unsere Neigungen bringen, oder eine Leidenschaft ausschweifen lassen, nicht länger unbemerkt bleiben. Er vergleicht, ab-

strahirt, und erkennt die Regeln dessen, was recht und gut ist, die ewigen Gesetze der Vernunft, die der Urheber der Natur menschlichen Handlungen vorschreibt. So entstand Moral, das System der natürlichen Verbindlichkeiten des Menschen; das in der Folge selbst den Gesetzen des Staats sichern Grund und Festigkeit gab."

Die Keime des Rechts, die die Natur in unser Herz pflanzte, konnten nur durch die Pflege der Staatsgesetze bis zu einer beträchtlichen Höhe entwickelt werden. Undank wäre es, diesen wohlthätigen Einfluß der bürgerlichen Gesetze in die Moral mißkennen wollen: aber eben so wenig läßt sich die beglückende Zurückwirkung der Sittenlehre auf den Staat in Abrede stellen, worüber ich mich etwas bestimmter erklären muß.

Das System der natürlichen Verbindlichkeiten des Menschen spricht erst das Christenthum klar und bestimmt aus. Geschöpfe ohne Schöpfer; Geschöpfe und Schöpfer, ohne ein gewisses, gegenseitiges Verhältniß, lassen sich nicht denken. Dieß Verhältniß aber ist mannigfaltig, je nachdem die wesentlichen Eigenschaften der Menschen mannigfaltig sind. Haben sie Vernunft: so vermögen sie es auch selbst einzusehen, gleich wie sie vermögen, die gränzenlosen Vollkommenheiten des Schöpfers von einer Seite, und ihre Abhängigkeit, im Daseyn sowohl als im Handeln, von der andern zu erkennen.

Und hier liegt die Quelle, woraus die strengste Pflicht, Gott durch Pflichterfüllung und Rechtthun zu lieben, und anzubethen, entspringt. Und da haben wir das Wesen der Religion überhaupt betrachtet.

Doch die Religion überhaupt ist nur ein abgezogener Begriff. In der Wirklichkeit ist sie entweder natürlich, oder geoffenbaret; je nachdem ihre Sätze entweder durch die bloße Vernunft, oder durch eine besondere Offenbarung können verstanden werden. Ja, auch diese zwo lassen sich nicht von einander trennen. Die erste ist die Grundfeste der zweyten: die zweyte die Vervollkommnung der ersten; und beyde zusammen machen erst die wahre und vollständige Religion aus. „Den Menschen, sagt Bayle, ist das Licht der Offenbarung nothwendig, um die Schwäche des Lichts der Philosophie zu ersetzen."

Eben daraus, daß das Licht der Offenbarung die Schwäche des Lichts der Philosophie ersetzt, folgt auch: daß wahre, vollständige, geoffenbarte Christus-Religion vorzüglich großen Einfluß auf das Wohl der Staaten hatte, noch hat, und immer haben wird, wenn sie als solche von Regierungen geachtet, und in Schutz genommen wird. „Wenn die Religion zur bloßen Dienerin der politischen Konvenienz herabgewürdiget wird, so wird sie ohne Energie bleiben,

und eben so wenig zum allgemeinen Besten wirken, als ein dekretirter Gott." *)

Allein man trennte die geoffenbarte Religion von der natürlichen, und behauptete, und behauptet noch: daß die natürliche Religion hinlänglich sey, das Wohl des Staats zu begründen, und zwar aus dem Grunde: weil die natürliche Religion zwey Gattungen Wahrheiten in sich begreiffe, die alle Pflichten bestimmen, welche ein Staatsbürger zu tragen hat; weil einige dieser Wahrheiten für den Geist, und die andern für das Herz sind: jene fordern den Beyfall des Verstandes, diese die Handlung des Willens.

So wahr dieser Satz seyn mag, so schließt er doch die Nothwendigkeit der geoffenbarten Religion nicht aus. Sind wir denn nicht bestimmt, die Vernunft und den Willen recht und gut zu gebrauchen? Und fordert derjenige, der sie uns so freywillig geschenkt hat, nicht auch von uns die beste Anwendung derselben? Kein rechtschaffener Vater hinterläßt seinem Sohne tausend Dukaten, damit er sie, wie ein Kettenhund, bewahre, müssig liegen, und ungebraucht lasse. Worin besteht sie aber, diese beste Anwendung? In mühesamer Erlernung der theoretischen Wissenschaften? der Philosophie? Philophie ist aber nicht die letzte Bestimmung des Menschen.

*] S. d. Z.

In Erfindung der Mittel, den unordentlichen Begierden zu fröhnen, sich auf Ehrenstufen zu schwingen; die Unschuld zu unterdrücken?

Die Eitelkeit, den Unbestand, den innerlichen Gräuel dieser Handlungen, und ihren wesentlichen Gegensatz mit den göttlichen Vollkommenheiten, und mit dem allgemeinen Besten der menschlichen Gesellschaft zeigt die Vernunft selbst klar genug an.

In der Erkenntniß Gottes, seiner selbst, und desjenigen Verhältnisses, das zwischen Gott, und den Menschen, zwischen ihren Handlungen und ihren Eigenschaften herrschet?

Ja freylich! Sich nach dergleichen Kenntnissen bestreben, und die Vernunft recht, gut, ihrer Bestimmung gemäß anwenden, ist einerley. „Die durchdachtesten Entwürfe scheitern oft gegen alle Erwartung, und führen — aber zu spät — auf das Daseyn einer höhern Macht, welche die Politik für eine Nulle hält." „Die Philosophie, schreibt Rousseau*), hat keinen Grundsatz, womit sie Gutes stiften kann, wo nicht die Religion es noch besser bewirket; und die Religion leistet manches, was die Philosophie nie im Stande ist, durchzusetzen. Philosoph! deine Sittengesetze sind schön; doch sey so gefällig, und zeige mir den, der ihnen die Kraft der Verbindlichkeit gegeben."

*] Emil. T. 3.

Natürliche, verbunden mit der geoffenbarten Religion, giebt den Staatsgesetzen sichern Grund. Der Staat z. B. übet über mich ein Zwangsrecht aus, dem ich einen guten Theil meiner natürlichen Freyheit zum Opfer bringen muß. Was berechtigt ihn dazu? Das Recht des Stärkern? Dieß ist aber nur ein physisches Recht, das mich nur so lange bindet, als ich nicht widerstehen kann. Bin ich aber eines Widerstandes fähig, durch Gewalt oder List, durch Aufruhr oder Meuchelmord, was hält mich zurück, wenn es kein inneres und positives Recht gäbe? Ich bin entweder zu jedem Wiederstand berechtigt, oder der Staat zeige mir einen Grund, aus dem er sein Zwangsrecht herleitet. „Man findet ihn in einem gesellschaftlichen Vertrag." Ich will die Natur dieses Vertrags nicht auseinander setzen; ich frage nur dieß: — den gesellschaftlichen Vertrag vorausgesetzt — worauf lehnt sich derselbe? Ich mag nun die Verbindlichkeit desselben von vorn herein, wie Mendelsohn in seinem neuen Jerusalem; oder von unten herauf, aus den Folgen des gegebenen, nicht gehaltenen Wortes, wie Ferguson und Garve, darthun, so stosse ich immer auf ein Prinzip der Moral. Was ich sage, betrifft nur den Grund, auf welchem der Staat ruht, da er ohne denselben zusammenstürzen würde. Ich finde aber die Religion nicht minder nothwendig, die Ban-

de desselben enger zusammen zu ziehen, und seinen Theilen Haltung und Festigkeit zu geben.

Ein Fürst, den keine religiösen Grundsätze beseelen, der alles nach seinem Eigennutz beurtheilt, und sein Volk als eine Heerde Schaafe ansieht, die er scheeren kann, so oft es ihm beliebt, wird seine gierigen Hände nach allem ausstrecken; er wird sich nichts versagen, was ihm seine Laune einflüstert. Pracht und Schwelgerey verzehren das Mark des Landes, die Thränen des verarmten Landmannes erweichen sein Herz nicht. Die Geschichte seiner Regierung ließe sich mit etlichen Zeilen schildern, ungefähr so: wie Montesquieu Despoten mahlt.*) Die Wilden von Luisiana, wenn sie Früchte wollen, hauen den Baum selbst um: ein Bild des Despotismus. Aber ein Fürst, der sich Vater seiner Unterthanen fühlt, der seine Gewalt von einer höhern herleitet; der, Niemand unterthan, den Gesetzen gehorcht, die ihm Gott in das Herz geschrieben, und die Offenbarung auf steinernen Tafeln vorhält, und sich nur dann glücklich fühlt, wenn er beglückte Unterthanen um sich sieht — wie wird er nicht wachen, um Recht und Gerechtigkeit zu handhaben; wie sich überflüssigen Prunk versagen, um die Last seines leidenden Volkes zu mindern, und dessen Thränen zu trocknen? — —

*] Esprit des loix I. V. ch. 13.

Denken wir uns ein Ministerium, einen Staatsrath, dessen Glieder aus Schein-Philosophen bestünden; die alle Religion verwerfen, und sich öffentlich zum Unglauben bekennen. Was würde ein Volk im Staate, das sich streng an Religion hält, sich zu seinem Wohl von solchen Männern versprechen? „Der, welcher gar keine Relig on hat, sagt Montesquieu, ist jenes schreckliche Thier, das nur dann seine Freiheit fühlt, wenn es zerreißt und verschlingt." Wären des Volkes Klagen ungerecht, die laut über Drückungen, Ungerechtigkeiten, Erpressungen, über Despotie ertönen? „Einer der rasendsten Lästerer der Gottheit unter den Griechen war Diagoras. Seine gottesläugnerischen Grundsätze aber brachten endlich solche Unordnungen hervor, daß der Areopagus einen Preis auf seinen Kopf setzte. Man versprach dem, der ihn lebendig nach Athen bringen würde, zwey. — Dies Dekret wurde in eine Säule von Erz eingegraben." *)

Es giebt vielleicht keinen, der beym Staatsruder sitzet, welcher alle Religion verwirft, und sich öffentlich zum Unglauben bekennet: denn dies würde ein gar zu großes Aufsehen machen. „Ich werde mich aber, sagt der Verfasser d. S. d. Z. nie bereden können, daß es einen theoretischen Gottesläugner gegeben, nur der praktische Unglaube suchte sich Feigenblätter zur Bedeckung

*] Allg. W. v. M. II B. S. 502.

seiner Schande." Es giebt gewisse Menschen, schreibt Hr. von Moser, ich möchte sie gern Kabinetsteufel nennen, von denen zuweilen der beste Herr verblendet, bezaubert und besessen wird, sie haben brauchbare und löbliche Eigenschaften, sie sind aktiv, munter, unverdrossen, schlau, dienstfertig, artig, dreist, unverschämt. Ist der Herr fromm, so betheuern sie ihre Treue, so wahr sie Gott erschaffen hat. Ist er wild, so soll sie der Teufel zerreissen, wenn sie es nicht ehrlich meynen." „Mancher modelt seinen Charakter nach seinem Interesse, und wird ein Gotteslaügner, oder ein Scheinheiliger; je nachdem es ihm nützlich ist." *)

Man giebt sich also die Miene, als liebte und schätzte man die Religion. Wer weiß aber nicht, daß diese grossen Herren wenig Lust fühlen, das Joch derselben auf sich zu nehmen. Die Pflichten, die sie ihren Verehrern auflegt, sind zu beschwerlich; und die zügellose Freyheit, den Begierden Weihrauch zu streuen, ist allzu süß, als daß man nicht um ein Mittel besorgt seyn soll, den Geist mit dem Herzen, die Vernunft mit den Leidenschaften auszusöhnen. Diesfalls hält man sich an die natürliche Religion, mit Verläugnung der geoffenbarten, und man wagt dabey nicht viel. Denn, weil diese Religion in eines jedweden Herz geschrieben ist: so dünkt sich ein jeder

*) Nachtrag zur G.d.Z. und Rel.

der rechtmässige Ausleger, und Richter derselben zu seyn. Man lebt und handelt also nach Willkühr, und glaubt nach den Gesetzen der natürlichen Religion zu leben und zu handeln.

„So schließt der starke Geist,
Den überkluger Witz zum Pfuhl des Irrthums reißt.
Es sucht der Leichtsinn oft die Grillen zu entfernen,
Den strenge Tugend schreckt, und süße Laster körnen.
Ein solcher Mensch genießt der Seele Frieden nie,
Lebt ehrbar bloß aus Zwang, und stirbt gleich einem Vieh."

Lichtwer.

O, daß dies nicht die geheime Geschichte der Herzen so mancher starken Geister wäre!

Man giebt vor, daß man keinen andern Gott zu kennen brauche, als den, zu dessen erhabensten Begriffen man durch die Vernunft gelanget. Wie aber, wenn dieß ganz richtig wäre, warum haben es die Weisesten unter den Heiden nie in diesem Stücke den Juden, und Christen gleichthun können? Nur der Offenbarung haben wir die erhabensten Ideen von Gott, seinen Eigenschaften, seiner Weltregierung u. s. w. zu verdanken. Sie ist es, wie schon gesagt wor-

den, wovon unsere Vernunft unterstützet, beleuchtet, vervollkommnet wird, und wodurch die Staatsgesetze höhere Sanktion erhalten. „Wahre, vollständige Religion, sagt Dobmayr, giebt dem Gesetze höhere Sanktion, und der Obrigkeit höhere Auktorität: bringt den Staat unter die Garantie des Weltregenten: umfaßt nicht nur alle Handlungen, sondern auch die Gemüther, über welche die Gewalt nichts vermag, und — den ganzen Menschen: giebt die Begriffe von Ordnung, Humanität, Heiligkeit der Versprechen, ladet ein zu Liebeshandlungen: heiliget den Patriotismus u. s. w."

Die Minister, Räthe, untergeordnete Beamte vergessen ihre eigenen Vortheile, wenn sie die allgemeinen Vortheile der Unterthanen, die ihnen die Religion giebt, ausser Augen lassen. Ihr Interesse allein muß ihnen der stärkste Beweggrund seyn, gute Rathgeber, Richter, Vollstrecker der Gesetze zu machen; aber verbunden mit wahrhaft religiösen Trieben, mit Tugend, wird es mit mehr Nachdruck auf den Souvrain und den Staat wirken, in Nichts Größe zu setzen, als im Glücke der Unterthanen. „Wo Minister und Feldherren, sagt Friederich II., nach ihren Launen schalten und walten, da kennt man kein System mehr, und der Mittelpunkt, der Punkt der Einheit, ist verloren."

Ein Minister, ein Staatsrath ohne religiöse

Grundsätze kann nur der Urheber verderblicher Rathschläge seyn. Die Sache spricht für sich selbst. „Was rechnet man zur Größe des Staats? fragt der oben angeführte Anonymus— eine große Menge wohlhabender und arbeitsamer Unterthanen? Diese kann aber nur erzielt werden, wenn der Souvrain sein Interesse nicht von dem Interesse der Unterthanen trennt; wenn seine Gesetze, Auflagen, Strafen auf nichts, als auf das allgemeine Wohl zielen, genau mit diesem übereinstimmen; denn, sobald die Auflagen und Gesetze nichts anders sind, als Finanzoperationen, so viel Geld als möglich in die Kasse des Fürsten zu liefern, um ein fürchterliches Heer auf den Beinen zu halten, oder mit einem üppigen, verschwenderischen Hofe glänzen zu können; so wird der ausgesaugte, gepreßte, verwahrloste, nicht unterstützte, muthlose, verarmte Unterthan dahin schwinden. Der Kunstfleiß wird erstickt; der gesperrte Handel versiegt, der Ehen werden weniger, und sind im Verhältnisse des Nahrungsmangels weniger fruchtbar; der verarmte Unterthan hat weder Vermögen, noch Zeit, seinen Kindern Unterricht und Erziehung zu geben oder geben zu lassen. Dummheit und Lasterliebe mehrt sich, und zehrt am Herzen des welkenden Staatskörpers; Steuer und Beysteuer und alle Arten Abgaben gehen weniger ein, so wie sich die Zahl und der Wohlstand der Unter-

thanen mindert; sie werden erhöht, und drücken auch den Wohlhabenden zu Boden; endlich erklecken sie nicht mehr, und man nimmt bey außerordentlichen Fällen seine Zuflucht zu Staatsschulden; die Last der Interessen vermehrt die Auflagen; die Erhöhung der Auflagen wird lästiger, schlägt Kunstfleiß und Handlung darnieder; die wachsende Unmöglichkeit, so viel Abgaben zu heben, als möglich wären, verleitet zu neuen Staatsschulden; das Mißverhältniß zwischen Auslagen und Einnahmen, wird immer stärker, bis endlich der Staat Bankerott zu spielen gezwungen wird. Das Heer ist minder zahlreich, und wird schlechter unterhalten, dieser Koloß, der die Wohlfahrt des Bürgers zerquetscht hatte, wankt selbst, und das Land verliert zuletzt bey den Auswärtigen sein ganzes Ansehen. So sank die soldatische Regierung Roms unter ihrer eigenen Größe, und lockte Barbaren herbey, neue Reiche auf ihren Trümmern zu errichten.

Das war immer und wird immer — wie wir unten sehen werden — die Umwälzung durch Despotie, oder durch Regierungsgrundsätze ohne Tugend und Religion geschwächter Reiche seyn. Ganz richtig sind daher die Maximen in der Sybille der Zeit*) 100: Durch Religion und Sittlichkeit gewinnt selbst die Staatsökonomie. 101. Durch Religion und Sittlichkeit erhalten sich Kredit und

*) 3. B.

Treue. Das Gewissen ist die beste Kontrolle. 102. Wo gute Sitten blühen, da braucht man weniger Polizeydiener: und wo der Regent und seine Räthe die Religion ehren und schützen, braucht man auch weniger Soldaten. Ueberhaupt soll das Ewige immer die Grundlage aller nationellen Einrichtungen seyn.*)

Kommen wir nun zum Unterthan. Wahrhaft, der Fürst versteht die Regierungskunst sehr schlecht, der voll Vertrauen auf die Gesetze, Armeen, Polizeydiener, die moralische Erziehung des Volkes nach den Lehren der Offenbarung für die letzte seiner Sorgen hält; der gegen die Tugend und den Pfeiler derselben, gegen die Religion, die größte Gleichgültigkeit zeiget. Als Karl V. das Land bereiste, so sagte er: „daß drey wichtige P. der Zweck seiner Reise wären: der Pastor, der Prätor, der Präceptor."

Tugendhafte Fertigkeiten, Gesetze des Gewissens, Hinblick auf eine höhere Gesetzgebung, der auch Winde und Meere gehorchen, legen den Gesetzen des Staats ein Gewicht bey, das durch nichts ersetzt werden kann. Man würde den Menschen sehr schlecht kennen, wenn man die Gewalt des Gewissens, das durch die Verheissungen und Drohungen der Offenbarung zu den edelsten Handlungen angespornt wird, nicht kennte. Die Geschichte weiset uns Menschen auf, die ihr Leben

*) Nachtrag z. S. d. Z. und Rel.

unter dem Schwerte des Tyrannen dahingegeben, wenn ihr Gewissen mit einem offenbar ungerechten Gesetze in Kollision kam. Was läßt sich also nicht zum Besten der Gesetze erwarten, wenn das durch eine ordentliche Bildung geweckte Gewissen mit denselben übereinstimmt? Das Gewissen reicht weiter, als Zwangsgesetze. Wie manche Bosheit wird im Verborgenen begangen; wie mancher Bösewicht entweicht dem Arm der Gesetze? aber der Strafe des Gewissens läßt sich nicht ausweichen. Es züchtiget unsere geheimsten Laster mit den nagendsten Vorwürfen. Wissen wir keine Beyspiele aus der neuern Geschichte, daß weder Sicherheit noch Versprechungen gewissenhafte Diener verleiten konnten, wider das Leben ihres Fürsten eine Untreue zu begehen? — „Das Eisen schützet den Regenten, sagte Nero;" „Noch mehr aber, erwiederte Seneka, die Treue.„ „Nur Gott, schreibt Antiogonas, kann mich vor meinem Feinde sicher stellen, der sich in einen Freund vermummet hat."

Fürsten, wisset, daß euer Leben niemals sicherer war, als seit mehr Menschlichkeit herrscht, und sich die Stimme des Gewissens vernehmlicher hören läßt, seit die christliche Religion in der Welt ist, deren Tugendlehre, unterstützt von ihren Verheissungen und Drohungen, das Gewissen um vieles geschärft hat. Den größten Theil eurer Staatsverwaltung, eurer Kassen, Finanzen,

Zölle, und Accisen müßt ihr der gewissenhaften Treue eurer Diener überlassen, und nichts setzt euch gegen Ränke und Betrüge so sehr in Sicherheit, als Redlichkeit und Treue derselben, auf die sie die Offenbarung wiederholt hinweist, und der Unterthanen, von welchen die Abgaben gegeben werden, die oft aus dem Triebe des Gewissens, der Treue und Redlichkeit, welcher der Offenbarung gemäß reichlicher Gottessegen verheissen ist, dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, wenn sie gleich die Diener des Staats hintergehen konnten.

Was müßte man sich von einem Staat denken, in welchem jeder Bürger dem andern selbst ein Erklärer der natürlichen, mit Hintansetzung der geoffenbarten Religion, machen wollte, unter dem Vorwande, Freyheit, Gleichheit und Aufklärung unter seinen Mitbürgern zu verbreiten? Würde die Verbreitung einer solchen Aufklärung nicht bald die Finsterniß und Barbarey der Alten hervorführen, in welcher die Anarchie ihr vielköpfiges Haupt erhob, um Könige und ganze Reiche zu verschlingen? Hier verdient besonders die freie und unpartheiliche Meinung des Herrn Prof. Milbillers *) angeführt zu werden: „Die Aufklärung, diese wohlthätige Erscheinung .... hätte allerdings diesen und andern ähnlichen Uebeln steuern sollen; allein das Schlimmste ist, daß es zu allen Zeiten nur sehr wenige Menschen

*) Gesch. d. Deutsch. 22. Thl. S. 20.

gab, welche von der Aufklärung einen guten Gebrauch zu machen wußten. Menschen, die nicht so viel Gewalt über sich haben, ihre Leidenschaften und ihren Hang zu Ausschweifungen zu bändigen, dürfte sie mehr geschadet als genützt haben; indem sie ihnen alle Beweggründe raubte, wodurch sie von dem gänzlichen Sittenverderbniß hätten abgehalten werden können. Die Aufklärung, deren edelste Bestimmung ist, Mißbräuche in Religionssachen wegzuräumen, wurde dazu gebraucht, um die Religion selbst zu verdrängen, und jeden Damm gegen den Ausbruch seiner Leidenschaft zu zerbrechen. Sich über alles wegzusetzen, jeder Leidenschaft freyen Zügel zu lassen, dem schändlichsten Egoismus zu fröhnen, sich jede Untreue, Vernachlässigung seiner Pflicht, Ungerechtigkeit und Unterdrückung anderer zu erlauben, wird leider von vielen mit dem unverdienten Namen der Aufklärung belegt. ——— Spott über religiöse Gegenstände und Verachtung aller Religion wurde zur Mode, und gehörte zum feinern Weltton.

Frankreichs Revolution liefert uns von dieser traurigen Wahrheit einen unwiderlegbaren, schrecklichen Beweis. Man mag die in diesem grossen, sonst so blühenden Reich vorgefallene, schreckliche Revolution in was immer für einer Ursache und in was immer für einem Zeitalter aufsuchen, so finden wir sie immer vorzüglich in

der immer mehr überhandnehmenden Geringschätzung und Gleichgültigkeit gegen die geoffenbarte Religion, die nothwendig Sittenlosigkeit, diesen pestilenzischen Krebs der Staaten, erzeugen mußte. Da nun einmal die beynahe allgemeine Verdorbenheit der Sitten, und der damit verbundene Luxus den höchsten Grad erreicht hatte, und letzterer, der selbst von Hof aus auf die Nation zurückwirkte, alle Finanzoperationen hemmte, und alle Kräfte, den erschöpften Kassen wieder aufzuhelfen, lähmte: so mußte natürlicher Weise eine Revolution herbeygeführt werden, die alle Gesetzgebung über den Haufen warf. Es versammelten sich zwar die Stände des Reichs und suchten Mittel hervor, um die hellauflodernde Flamme des Aufruhrs zu dämpfen, damit sie nicht in ein alles verheerendes Feuer ausbräche. Allein theils war es zu spät, theils schritt man zu Mitteln, wodurch das schon ausgebrochene Staatsübel sich nur noch mehr verbreitete. Man stürzte die Altäre des Heiligthums um, errichtete einen neuen, auf welchem man ein reitzendes, nackendes Mädchen, als Sinnbild der Gottheit, Vernunft, stellte, die allein im Stande wäre, dem Sturze des Staats Einhalt zu thun. Je mehr Weihrauch man aber dieser Gottheit streute, desto schneller erstickte sie, und verwandelte sich in Jupiter, der die Fackel des Aufruhrs unauslöschbar über das ganze schon erschütterte Reich

schwang, so daß Vergießung des Menschenblutes und Mordscenen zur Tagesordnung wurden, wodurch der Sturz der Monarchie unaufhaltbar erfolgte.

Ludwig XVI., der gewiß nachgiebige, gute, fromme Monarch fiel als Opfer dieses schrecklichen Fanatismus unter dem Beile des Henkers vorzüglich darum, weil er sich zur Parthey derjenigen schlug, die das Ansehen der Staatsreligion, die die Christus Religion war, verschont wissen wollten. Nachdem man sich aber einmal vorgenommen hatte, sich an dem Eigenthum der Kirche und ihren Dienern zu vergreifen, so mußte auch das Ansehen der geoffenbarten Religion von selbst sinken; denn man hielt sie nicht für viel mehr und weniger, als für eine Erfindung der Pfaffen. So viele Widersacher dieser Angriff auf die Kirche fand, so wurde er doch durchgesetzt. Vielleicht dürfte es nicht überflüssig seyn, die Rede des *Abbé Maury* anzuführen, die er in der Nationalversammlung hielt. „Die Frage, sagte er, um deren Auflösung es hier zu thun sey, leite ihren Ursprung aus dem Alterthume her. Schon in Rom hätten einst feile Schmeichler behauptet, daß alles Vermögen der Römer nur allein dem Kaiser gehöre; diese, das ganze Menschengeschlecht zerstörende Lehre sey aber sogleich mit Abscheu verworfen worden. Der Kanzler Duprat habe das nämliche Plünderungssystem in Frankreich wiederum hervorgezogen, und

dasselbe zwar Anfangs nur auf den Klerus anwenden wollen: aber nur in der Absicht, um in der Folge dann um so gewisser auch das Vermögen aller übrigen Stände an sich reissen zu können; allein ganz Frankreich habe solches verabscheut. Nachher sey dasselbe vom Herrn von *Paulmy* neuerdings wieder auf das Tapet gebracht, aber eben so geschwind wieder von Ludwig XV., der dasselbe ein Machiavellisches System nannte, proscribirt worden. Von dieser Zeit an habe sich dasselbe unter den Schutz der Encyclopedie begeben, woraus denn Herr Thouret es wieder öffentlich aufgeführt, so wie Mirabeau seine Lehre von Stiftungen aus dergleichen Quellen geschöpft habe. Thouret mache zwischen Individuen und Gesammttheilen einen Unterschied; aber ein solcher Unterschied sey nur eine Spitzfindigkeit; so wie auch ein Eigenthum, das vor dem Gesetze existirt haben soll, nur ein Chimäre sey. Jedes Eigenthum könne nicht anders, als durch das Gesetz, existiren. Die Nation habe kein anderes Recht, als das Recht des Stärkern; sollen denn also die Angriffe des Stärkern eben so viel, als die Gesetze vermögen?

Die Nation, heißt es, habe das Recht einen Stand zu vernichten; wo aber hat sie das Recht die Religion zu verändern? Sind wir hiezu von Seite unserer Kommittenten wirklich mit hinreichenden Vollmachten versehen? Wir sind hier, als

konstituirende, wiederschaffende, nicht aber als zerstörende Macht versammelt. Thouret sagt: die Vernichtung eines Standes sey kein Mord. Durch rednerische Figuren wird der Begriff der Worte verändert. Wenn ein Stand, um zu existiren, ein moralisches Leben nöthig hat, so begeht man einen Mord, wenn man ihm dieses raubt.

„Wehe einer Nation, die ihr Eigenthum durch keine andere, als solche, dem Gesetze vorhergegangene Patente vertheidigen dürfte! Es braucht nur ein Paar Syllogismen, um ihr dasselbe zu entreissen.“

„Man sagt: daß ihr stark, und der Klerus schwach sey. Wenn ihr jenes seyd, so seyd ihr es bloß deßwegen, um uns zu schützen, nicht aber um uns unsere Güter zu rauben.

„Der Klerus, sagt man: kann weder acquiriren noch veräussern. Wie, hat man ihm damals, als er den König Franz I. ranzionirte, und als er die Schulden Karls des IX. bezahlte, wohl sein und das Eigenthum der Kirche streitig gemacht? So hätte man uns nur darum vierzehn Jahrhunderte hindurch erlaubt, Eigenthum zu besitzen, um uns desselben in einem einzigen Tage zu berauben.“

„Nur der rasendste Despotismus kann die Kirchengüter einziehen. Will man sie etwa, wie ein harmloses Gut, oder mittels des Konfiska=

tions=Rechtes an sich ziehen? Dieses wäre ein höchst unmoralisches Verfahren; denn bisher hat noch kein Gesetz erlaubt, den man todt geschlagen hat, zu rauben."

Mit noch mehr Nachdruck und Tiefsinn sprach der Abbè Montesquieu als Anwalt der Klerisey. In seiner letzten Rede, die er in eben dieser Versammlung über diesen Gegenstand hielt, drückte er sich am Schluße derselben, wie folgt, aus:

„Sofern der Staat einer Religion bedarf, muß derselbe alle seine Operationen nach den Gesetzen dieser Religion kalkuliren. Würde man die Verrichtungen des Priesteramtes der ärmsten Volksklasse anvertrauen, so könnte dabey eben so wenig für die Religion ein Vortheil erreicht, als der Moralität Hochachtung verschafft werden. Jeder Bürger, der seinen Sohn dem geistlichen Stande widmet, muß sagen dürfen: Ich habe meinen Sohn ansehnlich und ehrlich versorgt. Nun frage ich euch: ob wohl jemand unter euch wäre, welcher seinen Sohn jetzt noch, nachdem der Priester auf den Besoldungsfuß festgesetzt ist, dem Priesterthum widmen möchte? — Die Magistratsperson kann ihre Stelle niederlegen, nicht so der Priester; er muß Priester bleiben. *Sacerdos in æternum.* — Ihr kennet das Land; glaubt ihr wohl, daß jene Seelsorger, welche Grundeigenthum besitzen, mit denen, die in Geld besoldet werden, verglichen werden können? Man

behauptet, daß durch die Ausführung des Vorschlages, den euch der Ausschuß vorlegt, der Ackerbau gewinnen müßte: ich behaupte das Gegentheil. Seit zwanzig Jahren schon hat man durch mehr, als eine Schrift bewiesen, daß alle Gemeingüter der Landeskultur nachtheilig seyen. Ihr wollet den gesunkenen Kredit wieder herstellen; aber wie ist dieses möglich, da ihr nur Unglückliche, und wenige Glückliche machet. Man rief mir, als ich diese Bühne bestieg, zu: Was wollt ihr denn? Wisset ihr denn nicht, daß euer Schicksal schon entschieden, und alles bereits in dem Ausschuße beschlossen sey, was man mit euch vorzunehmen Willens sey? Nun gut! Ich verlasse diese Bühne, und bitte den Gott unserer Väter, daß er euch beschützen, und die Religion des heil. Ludwigs erhalten möge. Nicht diejenigen, die Unrecht leiden, sondern diejenigen sind zu beklagen, die Unrecht thun!"

Genug von einer Geschichte, die ohnehin jeder Geschichtkundige im frischen Andenken hat; und es liegen Schriften genug vor uns, die uns die Wunden, welche durch das Verfahren gegen die Kirche Gottes und ihre Diener Frankreich geschlagen wurden, aufdecken. Doch aber darf ich nicht unbemerkt lassen, welchen traurigen Einfluß Frankreichs Revolution auch auf ganz Deutschland, und einen Theil im Norden hatte. Durch den Einfall der sowohl republi-

kanischen, als nachher monarchischen Heere, und ihre Ausdehnung wurde ein großer Theil der deutschen Nation nicht nur in physischer Hinsicht beynahe ganz zu Grunde gerichtet, sondern auch in moralischer ganz verpestet, so daß man behaupten darf, die auch in Deutschland überhandgenommene Verachtung und Gleichgültigkeit gegen alles, was heilig ist, woraus die krasseste Rohheit und Unsittlichkeit entstand, sey von diesem traurigen Zeitraume herzuleiten, wovon sich erst jetzt, wie die Geschichte des Tages lehrt, die schrecklichen Folgen offenbar zeigen.

Von so einem gräulichen und so allgemeinen Sittenverderbnisse kann logisch richtig auf die Nothwendigkeit eines höhern, und in der bloß natürlichen Religion unbekannten Hülfsmittels geschlossen werden, um stets den erkannten Wahrheiten gemäß zu handeln.

Es ist unglaublich, daß man heut zu Tage beym hellen Lichte der Offenbarung den sophistischen Satz behauptet: Jeder Mensch hat Vernunft, und mit Beyhülfe derselben kann er die erhabensten Begriffe von der Gottheit und ihren Vollkommenheiten erhalten. Man darf ja nur in das Freye hinausgehen, und das große Schauspiel der Natur betrachten, und dann der innerlichen Stimme Gehör geben, die uns laut zuruft: Es giebt einen Gott, einen allmächtigen, weisen, gütigen Gott! Oder hat denn Gott unsern Augen,

unserm Verstande, unserm Gewissen nicht alles gesagt? Was kann uns noch darüber eine Offenbarung sagen? Ich antworte mit Rousseaus Worten:

„Die wunderbare Ordnung des Weltalles fällt nicht allen gleich in die Augen. Der größte Haufen der Menschen giebt darauf wenig acht, denn theils mangelt es ihnen an den nothwendigen Kenntnissen, wodurch dieselbe empfindlich gemacht würde: theils sind sie nicht gewohnt, ihre Empfindungen zu überdenken. Und dieß kömmt nicht etwa von einem bösen Willen: von einer Unwissenheit und Schwäche des Geistes kömmt es her.“

Wenn der Mensch mit Beyhülfe der bloßen Vernunft auf die wahre Gottheit, ihre Vollkommenheiten schliessen könnte, wie war es möglich, daß sie einst denselben so weit irre führte, daß er auf Abgötterey verfiel? Gott offenbarte seine Herrlichkeit durch Sonne, Mond und Sterne u. s. w. Dieß ist eine natürliche Offenbarung. Und doch betheten die Menschen in diesen Werken der Natur nicht seine Allmacht, Weisheit und Güte, sondern die Werke selbst an. Ach! der Mensch mit seiner bloßen Vernunft, sich selbst ohne höhere Leitung und Führung überlassen, wird nur gar zu bald, wie wir weiter unten sehen werden, einen übeln Gebrauch davon machen, wo-

durch er natürlicher Weise, wie die Erfahrung lehrt, auf Abwege gleiten muß.

Gerathen die Menschen durch den übeln Gebrauch ihrer Vernunft auf abentheuerliche Begriffe von der Gottheit, so hat es mit ihrem Gewissen eben jene Beschaffenheit. Wie hätten sie sonst der Venus, dem Bachus Weihrauch streuen, den Ehebruch, den Aufruhr u. s. w. begünstigen können, da sie den Jupiter selbst für einen Ehebrecher und aufrührerischen Sohn hielten? Das irrige, abergläubige Gewissen war auch Ursache, daß Menschen neue Laster begiengen, um die alten zu tilgen; z. B. ihre eigene Kinder schlachteten, um die falschen Gottheiten zu versöhnen.

Falsch ist es, wenn Bolingbrocke *Exam. import. concl.* behauptet: daß zu den Zeiten der Patriarchen Seth, Enoch, und Noe die natürliche, die einzige und allgemeine Religion gewesen sey. Sie wurde stets von einer Offenbarung begleitet. „Schon vom Anbeginn der Welt, kam der gütigste Schöpfer den Menschen zu Hülfe, und machte ihnen manche sowohl theoretische, als praktische Wahrheiten kund, welche ihre eingeschränkte Vernunft nie würde erreicht haben. — — — Der erste Mensch fällt in die Sünde, und stürzte sich und alle seine Nachkömmlinge in das äußerste Unglück. Der erbarmungsvolle Gott verspricht ihm den Erlöser, der sich selbst für das

Heil der Sterblichen einst opfern wird. Er will, daß das Gedächtniß eines so ausserordentlichen Söhnopfers immer in dem Menschengeschlechte erhalten werde, und setzet deßwegen die blutigen Opfer der Thiere, womit es vorgebildet würde, ein. Da haben wir den wahren Ursprung der Opfer." *)

Welche erhabene, welche wichtige Wahrheit, womit gleich Anfangs die natürliche Religion ist vervollkommnet worden!

Möchte man doch sich überzeugen, daß der Vernunft gewisse Gränzen gesetzt sind, die sie zu übersteigen nicht vermag. Sie begreift gewisse Wahrheiten nicht, die sonst zu dem vollständigen Religionssystem gehören. Läßt sich aber daraus schliessen, es sey unsre Vernunft ein unvollkommenes, unnützes, müssiges Geschenk Gottes? Nein, diese Folgerung ist unrichtig.

Um die Vernunft, sagt der oben angeführte Verfasser, nach ihrem innern Werth zu schätzen, müssen wir auf ihr Vermögen, nicht auf ihr Unvermögen; auf ihre Dienste, die sie uns leistet, nicht auf diejenigen, die sie uns nicht leistet, sehen. Wenn ihr schon die Einschränkung — ein wesentliches Uebel aller endlichen Dinge anklebet, so ist sie dennoch ein Licht, das uns viele Finsternisse zerstreut, viele Wahrheiten aufdecket, viele Pflichten offenbaret, und Niemand, der

*) Phil. d. Rel. 3. B.

seinem Strale ordentlich folget, jemals irregeführet.

Vernunft!

„Die Wahrheit steckt in dir, du leitest mich: ich dringe
In den Zusammenhang, und innern Bau der Dinge.
Dein Adel scheidet mich vom halb beseelten Vieh.
Du bist des Weisen Stab. Wer dir folgt, irret nie."

Lichtwer.

Wie sollte er irren? Er folget einem Lichte, das aus der unerschöpflichen Quelle der gränzenlosen Weisheit selbst herfließt; das der Urheber der Natur selbst in seiner Seele angezündet hat, damit es ihn zur Erkenntniß der Wahrheit führe.

„Folg ihr nur, sie hintergeht dich nicht,
Sprich sie bedachtsam an, die Wahrheit dir zu zeigen,
Doch laß das Vorurtheil, laß deine Lüste schweigen.
Dann höre, was sie spricht."

Gellert.

Indessen darf man sich doch nicht allein auf die Vernunft verlassen, wie dieser edle Gelehrte ausdrücklich lehrte: *) „Verlassen sie sich — sagte er zu seinen Schülern — bey ihrer Tugend auch

*] Moral. Vorles. 1. B. S. 40.

auf die beste Moral der Vernunft nicht. Sie ist gut, aber nicht zureichend, das verdorbene Herz umzuändern und umzubilden. Dieses thut allein die göttliche Kraft der Religion. Ich werde daher in meinen Vorlesungen von Zeit zu Zeit den Unterschied und die Gränzen der Tugend der Vernunft, und der Tugend der Religion zu bestimmen, und sie dadurch in der Verehtung der Religion zu bestärken suchen. Eine nöthige Vorsicht, theuerste Commilitonen! Denn wir, die wir uns den Wissenschaften widmen, fangen nicht selten an, aus einer ungemessenen Liebe gegen alles, was Licht der Vernunft heißt, und aus einem phylosophischen Stolze auf unsere eigene Kräfte, das Licht der Offenbarung und die höhere Kraft der Gnade nicht für so nöthig zu achten; sondern wir schmeicheln uns vielmehr insgeheim, daß wir durch die Hülfe der Vernunft, durch ihre Beweise und Bewegungsgründe, weise und tugendhafte Menschen werden können. Nein, das Auge der Vernunft, welches das Licht der Religion nicht vertragen kann, ist gewiß ein blödes Auge."

Daher ist die Moral der alten Weltweisen nicht allzeit die richtigste, und steht oft durch entgegengesetzte Lehrsätze im Widerspruch da.

Wenn Thales lehrt: *) Das Größte in

*] v. Fenelon Lebensbeschreibung und Lehrsätze der alten Weltweisen.

der Welt sey der Ort, weil darinn alle Wesen eingeschlossen seyen: das Stärkste die Nothwendigkeit, weil sie alles bezwingt: das Schnellste der Verstand, weil derselbe in einem Augenblicke die ganze Welt durchstreicht: das Klügste die Zeit, weil sie die verborgensten Dinge entdeckt, so mag er recht haben. Wenn er aber noch beysetzt: daß Allerangenehmste und Liebste sey, wenn man thun könnte, was man thun wollte, so hat er unrecht. Denn dieses Letzte ist wohl angenehm, aber höchst gefährlich, weil der Mensch oft selbst nicht weiß, was ihm gut ist. Er fällt insgemein auf eitle Scheingüter, die ihn betrügen. Der Weise, vom Lichte der Religion erleuchtet, folgt gutem Rath, und thut nicht, was er will, sondern, was er soll: und so geht er sicherer.

Solon that recht, daß er als oberster Schiedrichter die Gesetze des Draco, seines Vorgängers, aufhob. Die geringsten Fehler sowohl, als die abscheulichsten Verbrechen wurden mit dem Tode bestraft. Es war eben so gefährlich, wenn man überzeugt wurde, daß man müssig war, oder ein wenig Früchte gestohlen habe, als wenn man die größten Verbrechen z. B. Meuchelmord begangen hätte. Dieß war die Ursache, daß man zu sagen pflegte: die Gesetze wären mit Blut geschrieben. Man fragte einst den Draco: warum er die Todesstrafe auf alle und jede Verbrechen, ohne Unterschied, gesetzt habe? Da gab er zur Ant-

wort: es geschehe deßwegen, weil die geringsten Verbrechen diese Strafen verdienen, und ich für die gröbsten keine härtere Strafe weiß. Draco wußte also keinen Unterschied zwischen Schwachheiten und Lastern zu machen, welche dem gemeinen Wesen, welche andern, und uns selber schaden. Er hatte keinen wahren Begriff von Gerechtigkeit, die einem jeden nach seinen Handlungen vergilt. Solon that also recht, daß er dieses Gesetz aufhob. Wenn er aber sagt: daß wir keinen bessern Wegweiser hätten, als die Vernunft, so hat er unrecht. Unsere Vernunft sieht nicht weit: sie kann das menschliche Herz nicht ergründen, und so wenig sich vor Betrug hüten, als die Zufälle abwenden. Der Christ verwirft die Vernunft nicht; allein er hat noch ein höheres Licht, die Offenbarung, von der er sich leiten läßt.

Wenn Pittakus behauptet: daß die vortreflichsten Siege diejenigen wären, die ohne Blutvergießen erhalten würden, und daß, wenn ein Reich gut regiert werden sollte, der König sowohl, als die geringsten Bürger, den Gesetzen Gehorsam leisten müsse, so hat er ganz recht. Wenn er aber sagt, daß man seinen Bogen und Pfeile nehmen müsse, um damit einen bösen Menschen umzubringen, man möchte ihn auch finden, wo man wollte: denn weil sein Herz falsch und doppelsinnig wäre, so sage sein Mund auch nie et-

was, worauf man sich verlassen könnte, so hat er ganz unrecht. Denn, wenn man alle böse Menschen und alle Lügner umbringen dürfte, wie viel Menschen würden noch übrig bleiben? Kann es erlaubt seyn, ohne Recht und Urtheil zu tödten? Würde nicht ein Mensch immer einen begangenen Todtschlag damit rechtfertigen können, daß der andere ein böser Mensch gewesen sey?

Wenn Bias verschiedene junge Töchter, die einige Seeräuber in Peloponneß nahe an der Stadt Messina raubten, und verhandelten, kaufte, zu sich nahm, wie seine eigene Kinder pflegte, und, nachdem er sie alle beschenkte, ihren Aeltern wieder zurückschickte, so ist dieß gewiß eine großmüthige That eines Weltweisen. Wenn er aber unbedingt lehrte: Habt ihr euch einmal zu etwas entschlossen, so führt es muthig aus: so hat er nicht ganz recht. Denn diese Regel leidet eine Ausnahme. Man findet öfter in einer Unternehmung so viele Hindernisse und Gefahren, daß es klüger und besser ist, solche fahren zu lassen, als eigensinnig den Entschluß davon zu erzwingen.

Periander hatte vollkommen recht, wenn er sagte: die Grossen können keine bessere Leibwache haben, als die Liebe ihres Volkes. Aber er that unrecht, da er meistens die Rathschläge des Thrasibulus befolgte, der ihm unter andern folgenden Brief schrieb:

„Ich habe demjenigen, den du mir gesandt hast, nichts verborgen; ich habe ihn auf einen Kornacker geführt, und in seiner Gegenwart alle Aehren, die über die andern hoch aufgewachsen waren, abgeschnitten. Folge meinem Beyspiel, wenn du dein Reich behalten willst; lasse die Vornehmsten der Stadt, sie seyen Freunde oder Feinde aus dem Wege räumen. Denn, wer die höchste Gewalt behaupten will, muß auch seinen besten Freunden nicht trauen."

Wenn Cleobulus lehrte: Thut beydes, euern Freunden und Feinden Gutes. Ihr erhaltet dadurch die Einen, und gewinnet vielleicht auch die Andern, so lehrte er ganz nach dem Sinne der Offenbarung. Wenn er aber lehrte: die Tugend bestehe vornehmlich darin, daß man das Unrecht und die übrigen Laster meide, wie auch Horatz sagt:

Virtus est vitium fugere, et sapientia prima
Stultitia caruisse — — —

so hatte er einen schlechten Begriff von der Tugend. Die Tugend ist etwas allzuwirksames, als daß sie bloß in einer Entfernung der Laster bestehen sollte. Sie haßt nicht nur das Böse, sondern sie liebt auch das Gute; sie fühlt einen erhabenen Trieb stets gerecht, stets weise, stets liebreich und großmüthig zu seyn.

Pythagoras hatte sonst unter den ältesten Philosophen die erhabensten und reinsten Begriffe

von Gott und der Tugend. Wie weit verirrte sich aber sein Verstand, da er dafür hält: daß man eine gleiche Sünde begehe, wenn man eine Mücke, eine Milbe, oder ein Ungeziefer tödtete, als wenn man einen Menschen umbrächte, weil es einerley nnd eben solche Seelen wären, die lebende Dinge belebten. Er war es auch, der die Seelenwanderung in die Körper der Thiere lehrte. Daher verbot er ausdrücklich, Thierfleisch zu essen. Er wollte, daß Niemand etwas für sich bitten sollte, weil keiner wüßte, was ihm am zuträglichsten wäre. In besondern Fällen hat dieses seine Richtigkeit, überhaupt aber müssen wir Gott bitten um alles, was gut ist. Wer leidet, der betet, nichts ist natürlicher. Einen Leidenden tröstet nichts mehr, als daß ihm Gott helfen werde.

Welche armselige Begriffe von der Gottheit muß Heraclius gehabt haben, da er lehrte: die Götter sehen nichts voraus: alles, was sich in der Welt ereignet, wäre einer bloßen Zufälligkeit unterworfen? Wenn er aber sagt: die Natur der Seelen erforschen wollen, sey ein Zeitverlurst; denn sie wäre allzutief verborgen, und deßwegen unmöglich zu finden, so hat er recht. Denn das Wesen der Seelen hat eine Gemeinschaft mit Gott, der selbst das Leben ist und durch seinen Odem allem, was lebet, den Odem giebt I. B. Mos. 2. 7. Wer will aber eine so uner-

schöpfliche Quelle von Allmacht und Weisheit ergründen?

Plato hielt es im Betreff der Seelenwanderung mit dem Pythagoras. Ob er gleich ein schönes Gespräch über die Unsterblichkeit der Seele geschrieben hat, so enthält selbes doch große Irrthümer, sowohl in Ansehung der Eigenschaft der Seelen selbst, die er aus zwey Theilen, nämlich aus einem geistigen und leiblichen, bestehen machte; als auch in Ansehung ihres Ursprungs, da er behauptete: die Seelen existirten schon vor dem Körper u. s. w. Wie nöthig ist uns armen Menschen doch die Offenbarung, da auch die klügsten und scharfsinnigsten Geister in Fantasien herumschwärmen, daß sie endlich selbst nicht mehr wissen, was sie sagen und lehren! Sie machen sich Wörter und Bilder, die ihnen einen Aufschluß und Klarheit in solchen Dingen geben sollen, deren Eigenschaft und Wesen ihnen ganz unbekannt sind. Sie streiten also um Wörter, die nichts heissen, und um Bilder, die sie verwirren. „Ich preise dich Vater, Herr Himmels und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen, nnd den Unmündigen geoffenbaret hast!“ Matth. 11. 25. So redet die heilige Schrift, als die beste Phylosophie.

Wenn Antistenes behauptet: daß der Untergang eines Staates vorhanden sey, wenn man darin die Guten von den Bösen nicht mehr

unterscheiden kann, so hat er ganz recht. Wenn man ihm aber vorwarf, daß er mit liederlichen Leuten umgehe, und er antwortete: was ist daran gelegen? die Aerzte besuchen täglich die Kranken, ohne deßwegen selbst ihre Krankheit zu bekommen, so hat er ganz unrecht. Wie sehr dieses Gleichniß hinkt, sieht jeder von selbst. Antistenes rieth einst den Atheniensern, an ihren Pflug sowohl Esel als Pferde zu spannen. Dieß schickt sich ja nicht, antwortete ihm Einer, denn die Esel sind zum Feldbau nicht tauglich. Was ist daran gelegen, versetzte Antistenes. Wenn ihr Rathsherren wählet, so seht ihr eben so wenig darauf, ob sie sich zu solcher Würde schicken oder nicht. Es ist genug, daß ihr solche wählet. Dies ist ein vernünftiger Einfall. Die meisten Republiken sind dadurch ins Verderben gerathen, weil man nicht die besten und redlichsten Männer zur Regierung aussüchte. Es geschieht heut noch oft, daß man unfähige Köpfe mit Aemtern, aber nicht die Aemter mit fähigen Köpfen besorget. Aber unvernünftig war es vom Antistenes, daß er den Plato zum Besten hatte und an ihm tadelte, als wär' er dem Stolz und der Pracht ergeben. Plato stammte von einem vornehmen Geschlechte her, und hatte nebst einer standesmäßigen Erziehung auch Mittel sich auszuzeichnen. Die schmuzigen Cyniker hingegen waren Leute von gar keiner Erziehung, und weil

sie bey ihrer Lebensart nicht gewohnt waren, einen anständigen Wohlstand zu beobachten, so hielten sie es für einen Theil der Weisheit, schmutzig, unflättig und den Thieren ähnlich zu seyn.

Wenn Aristippus lehrte: Es wäre eine schöne Sache seine Affekten zu beherrschen, nicht aber solche ganz auszurotten, so ist seine Lehre richtig. Wenn er aber, da man ihn über den Umgang, den er mit der verrufenen Lais hatte, zur Rede stellte, zur Antwort gab: Es ist wahr, daß ich die Lais besitze, aber sie besitzet mich nicht, so hat er unrecht. Denn, wenn man nicht die Lust über sich herrschen lasset, so bedient man sich keiner schändlichen und niederträchtigen Mittel, wie es Aristippus that, um solche zu vergnügen. Er lehrt auch, daß an und für sich nichts an- oder unangenehm sey, und daß alle Dinge solches werden, nachdem die Neuheit oder der Ueberfluß oder sonst ein Umstand uns solche an- oder unangenehm machten. Auch diese Beobachtung ist unrichtig. Das Gute ist allzeit in sich angenehm. Neuheit, Ueberfluß, Umstände sind zufällige Dinge, welche dem Guten oder Bösen ein anderes Ansehen geben, solches aber in sich nicht ändern. Also ist und bleibt die Wahrheit immer in sich selbst etwas Angenehmes, ob sie gleich von diesem oder jenem übel aufgenommen, oder verkehrt ausgelegt wird. Wie die

Lüge im Gegentheil immer in sich selbst etwas Unangenehmes ist, wenn sie gleich Einem das Leben retten könnte. Die Wirkung, die eine Sache auf die andere macht, verändert nicht ihre Natur. Die Sache, worauf sie wirket, wird nur verändert, je nachdem sie solche viel oder weniger annimmt oder leidet.

Aristippus war auch der Lehrmeister des gottlosen Theodors, welcher ausser den Sätzen der Cyrenäer öffentlich lehrte: daß keine Götter wären; daß die Freundschaft eine Einbildung sey, weil sie sich nicht unter den Thoren befände, daß der Weise sich selbst genug sey, mithin habe er keine Freunde vonnöthen; daß ein Weiser sich nicht aus Liebe zu seinem Vaterlande in Gefahr begeben müsse; daß die Welt sein Vaterland sey, und es also unrecht wäre, wenn er sich für einen Haufen Narren in Gefahr begeben würde; daß er rauben, plündern und ehebrechen dürfe, nachdem sich dazu die Gelegenheit ereignete: denn alle diese Dinge seyen nur Verbrechen bey den Unwissenden, und bey dem dummen Pöbel. In der That sey darin nichts Böses enthalten, daß er alles das öffentlich thun dürfe, was der gemeine Wahn für das allerschändlichste und unanständigste hält. — — — Hier mag man wohl sagen: daß keine Meynung so albern und unsinnig sey, die nicht ihren Vertheidiger gefunden hätte. Ist das nicht auch das System der heu-

tigen Freygeister, oder wie man sie nennen mag? Ihre Grundsätze hat schon Gellert in folgenden Versen entworfen:

„Dringt durch des Aberglaubens Nacht,
Folgt der Natur, genießt, was sie euch schenket;
Sucht nichts, als was ihr wünscht, flieht nichts, als was euch kränket;
Denkt frey, und gebt nicht auf die Thoren acht.
Der Pöbel ist der größte Hauf' auf Erden,
Von diesem reißt euch los. Er weiß nicht, was er glaubt,
Hält jeden Trieb für unerlaubt,
Und sieht nicht, daß er sich sein Glück aus Milzsucht raubt.
Drum faßt den kurzen Unterricht:
Was viele glauben, glaubet nicht.
Folgt der Natur. Sie ruft, was kann sie anders wollen,
Als daß wir ihr gehorchen sollen?
Die Furcht erdachte Recht und Pflicht,
Und schuf den Himmel und die Hölle;
Setzt die Vernunft an ihre Stelle,
Was seht ihr da? den Himmel und die Hölle?
O nein, ein weibisches Gedicht.
Laßt doch der Welt ihr kindisches Geschwätze,
Was jeden ruhig macht, ist jedem sein Gesetze;
Mehr glaubt und braucht ein Kluger nicht."

Verdient dieses System wohl eine Widerle-

gung? Muß es nicht in jedem nicht ganz verderbten Herzen Abscheu erwecken, sobald man es in seinen Folgen denkt? Ist kein gerechter Gott, keine Tugend, keine Unsterblichkeit der Seele, und also auch keine ewige Belohnung oder Strafe, was soll mich abhalten, so oft ich kann, der Stimme meiner erhitzten Leidenschaften zu folgen?

„Dann hätt' ich Lust ein Bösewicht zu seyn,
Und würde, wär' kein Gott, auch keinen König scheu'n!"

So ist denn nach dem System der Freygeister der schwärzeste Undank, wenn er mein Vergnügen befördert, kein Laster? So darf ich meinen Nächsten heimlich plündern, wenn es meine Ruhe also verlangt, und den Nachbar mit Gift aus dem Wege räumen, wenn ich mich seiner Gattin nicht anders bemächtigen kann? So sind Betrug, Verrätherei und Meyneid erlaubt, sobald sie ein Mittel sind, die Befehle meines Eigennutzes zu befriedigen? So sind die Bande der Freundschaft und Familie nichts, als abergläubische Fessel? So darf man mir meine Gattin, die ich wie mich liebe, rauben, meine Tochter, die Freude meines Lebens, entehren, meinen Sohn, die Hoffnung meines Hauses, zum Ungehorsamen, zum Bösewicht, zum Lästerer Gottes machen? So ist nichts mein? So ist keine äußerliche Sicher-

heit, als durch List und Gewalt? So hat der Obere kein Gesetz, als die Stillung seiner unmässigen Begierden? Und ich soll ihm gehorchen? So hat der Niedrige kein Gesetz, als die Gewalt, wo er kann, von sich abzuwenden, und das Leben des Obern seinem Eigennutze aufzuopfern? Und ich soll regieren? So ist keine Treue, kein Band der Liebe, das die Menschen zusammenknüpft; und nur der Eigennutz ist ihr höchstes Gesetz? Und in diese Gesellschaft der Betrüger, der Undankbaren, der Meyneidigen, der Räuber, der Mörder, der Blutschänder, der Gotteslaügner, wollet ihr uns versetzen, ihr Freygeister? O, Feinde der Menschen Gottes! Ist dieses die Welt der Zufriedenheit, so sey der Tag unserer Geburt verflucht!

Es ist wahr — fährt Gellert in seinen moralischen Vorlesungen fort — nicht alle Feinde der geoffenbarten Religion nehmen ganz diese schreckliche Moral an. Die äußerlichen Umstände, in welchen sie sich befinden, ihr persönlicher Charakter, und selbst die wohlthätigen Eindrücke, welche der erste Unterricht in der Religion in ihren Herzen, ohne daß sie es erkennen wollen, zurückgelassen hat, schränken dieselben in einzelnen Fällen ein. Aber ist es bey dem allen nicht eben so wahr, daß es die Moral vieler Freygeister ist, und daß die Freygeisterei, wenn auch nicht auf einmal, doch nach und nach auf eine solche Moral ab-

führt? Beweisen dieß nicht so manche deistische Schriften? Man verlasse nur auf dem Wege der Pflicht die leitende Hand der Offenbarung, und bald werden sich die verderbten Neigungen des Herzens zu Führerinnen anbiethen, und reitzen, noch einen Schritt weiter zu wagen, bis man endlich über alle Grenzen der Pflicht hinaus ist. Wenigstens setzt man sich allzeit einer so großen Gefahr aus, wenn man in dem hellen Lichte der Offenbarung, anstatt sie gehörig zu prüfen, sich entschließen kann, lieber ein Deist zu seyn. Bewahren Sie also, meine Herren, ihre noch zarten Seelen vor den Grundsätzen der Freygeisterei, die, so schrecklich sie überhaupt sind, einzeln in einem uns natürlichen Hange zum Laster oft ihren Schutz finden; von den freygeisterischen Meynungen, die von den Thronen der Großen sich schon in die Hütten der Niedrigen verbreiten, gleich der Pestilenz, die im Finstern schleicht, und der Seuche, die im Mittage verderbt."

Wie sehr irrte sich der sonst so scharfsinnige Aristoteles, da er die Welt für ewig hielt und glaubte, daß die Sonne immer fort auf gleiche Weise ihren Lauf gehalten hätte und ferner halten würde. Daß die Erzeugung der Menschen ohne Anfang sey und daß, wo ja ein erster Mensch sollte gewesen seyn, so wär' er doch ohne Vater und Mutter auf die Welt gekommen. So albern und widersprechend lauten die Sätze dieses großen

Mannes! Er urtheilt eben so von den Vögeln. Es kann nicht seyn, sagte er, daß ein erstes Ey sollte der Ursprung der Vögel gewesen seyn; denn der Vogel kömmt aus dem Ey; das Ey aber kömmt von dem Vogel und also immer weiter, ohne daß man davon den Ursprung entdecken könnte. Hätte Aristoteles den wahren Gott als den Schöpfer des Himmels und der Erde gekannt, so hätte er nicht nöthig gehabt, sein scharfsinniges Gehirn so abzunützen. Er würde den Weg zu allen Geheimnissen in der Natur gefunden haben, sobald er ihren Ursprung in der Kraft eines allmächtigen und alles schaffenden Gottes entdeckt hätte.

Wie sehr irrte Diogenes, da er den Ehestand verwarf und wollte, daß alle Weiber gemein seyn sollten, und daß ein jeder sich derjenigen bedienen möge, welche er mit Liebe gegen sich entzünden könnte. Dieses wäre eine saubere Republik gewesen. Wer hätte da die Kinder ernähren und erziehen sollen? Wer ernährt und erzieht die jungen Hunde und Katzen? sie selbst? Dieß ist wahr. Also könnten wir uns auch, wie Hunde und Katzen fortpflanzen, nähren und die Kinder erziehen. Wäre dieses nicht ein herrlicher Vorzug für vernünftige Geschöpfe!

Wenn Crates wollte, daß seine Schüler ganz und gar von allen Gütern dieser Welt frey und ledig seyn sollten, so wollte er etwas Unvernünftiges. Ein ehrlicher Mann, sagt Plutarch

im Solon, weiß überflüssige Reichthümer von der Verachtung desjenigen, was zur Nothdurft und zur Annehmlichkeit des Lebens erfordert wird, vernünftig zu unterscheiden.

Wenn Bion sagt: Man sollte niemand seines Alters wegen verspotten, weil man selbst alt zu werden verlangt, so hat er recht. Wenn er aber das Alter einen Hafen der Leiden nennet, in dem alle Widerwärtigkeiten zusammen einliefen, so hat er unrecht. Einem weisen Manne ist das Alter ein Hafen der Glückseligkeit. Die ungestümen Leidenschaften haben ihn verlassen. Die Kräfte des Leibes schwinden, der Geist aber wird stark; seine Erkenntnisse nehmen zu, und mit diesen Schätzen wandert er zufrieden in die Ewigkeit zu dem, der die Weisheit selber ist.

Wenn Epikur lehrte: die Mäßigkeit und Enthaltung der Wohllüste diene vorzüglich dazu, nicht allein den Körper gesund, sondern auch den Geist in einer steten Zufriedenheit und einem heitern Wesen zu erhalten: ja sogar die Gesundheit, wenn sie geschwächt worden, wieder herzustellen; daß die Tugend das allerkräftigste Mittel sey, dem Menschen ein glückseliges Leben zu verschaffen, weil es nichts angenehmeres giebt, als nach den Regeln der Weisheit und Tugend zu leben, sich selbst nichts vorzuwerfen zu haben, Niemand zu schaden, so viel Gutes zu thun, als möglich ist, mit einem Wort, alle

Pflichten des menschlichen Lebens auf das Beste zu beobachten; und daher schließt: daß nur die ehrlichen Leute glücklich seyn könnten, und daß die Tugend von einem vergnügten Leben unzertrennlich sey — Wer sollte nicht glauben, ein Apostel des Evangeliums hätte dieses geschrieben? Wenn Epikur aber lehrt: daß die Seele nichts anders, als ein Gewebe von einer sehr zarten Materie sey, die sich durch den ganzen Körper durchtreibt, und daraus schließt, daß sie mit unserm Leben vergehe, daß sie wie ein Dunst verrauche, und daß von ihr so wenig übrig bleibe, als von dem Körper, daß folglich der Tod nicht zu fürchten sey; denn er sey kein Uebel; Beides, sowohl das Gute als das Böse, bestehe nur im Gefühl; nun schwinde mit dem Tode alles Gefühl: folglich gehe uns der Tod weiter nichts an, indem wir auf keinerlei Art mit demselben etwas mehr gemeinschaftlich haben. So lang wir leben, ist er nicht, und sobald er kömmt, sind wir nicht mehr; wenn er dieses lehrt, wer muß nicht aufrufen: Welch' ein Widerspruch mit der obigen Lehre! — Hätte Epikur den wahren Gott erkannt: so würde er nicht so leichtsinnig von dem Tode gesprochen, sondern etwas mehr dabey zu betrachten gefunden, und als ein tugendhafter Weise in seiner Seele die Züge der Unsterblichkeit entdeckt haben. Es würde sich in seinen Regungen ein unwiderstehliches Verlan-

gen gezeigt haben, Gott zu kennen, zu lieben, und mit ihm in steter Vereinigung zu leben. Er würde die Gerechtigkeit Gottes in der Belohnung des Guten und in der Bestrafung des Bösen, weil er solche in dieser Welt nicht findet, in einer zukünftigen gesucht haben. Mit einem Worte, die Erkenntniß des wahren Gottes hätte ihm einen ganz andern Aufschluß in Ansehung des Todes und eines zukünftigen Lebens gegeben. Wenn Epikur weiter lehrte: Es sey nichts rathsameres, als sich der gegenwärtigen Zeit wohl zu bedienen, ohne auf die zukünftige zu sehen und zu rechnen, so ist dieß eine elende Philosophie. Wenn wir kein besseres Leben zu hoffen hätten, als das gegenwärtige, so wären wir die unglückseligsten von allen Geschöpfen. Denn, wozu diente uns die Weisheit und die Tugend, als daß sie uns den Tyrannen Preis geben, und durch eiteln Wahn betrügen? Nein, Gott vernichtet keine Geschöpfe, die er fähig machte, ihn zu lieben. Merkwürdig ist es, daß selbst ein Heide, Plutarch, einen eigenen Traktat geschrieben hat, in welchem er diesen Irrthum des Epikurs widerlegte, und deutlich zeigte: daß es unmöglich sey, nach den Lehrsätzen des Epikurs vergnügt und angenehm zu leben. Er sagt: wer die Lehre von der göttlichen Vorsehung verwirft, und der Seele des Menschen die Hofnung der Unsterblichkeit benimmt, der benimmt ihm zugleich alle Gattungen des Trostes in diesem Leben, und

stürzet ihn in Verzweiflung bey Herannahung des Todes. Sieh dessen *Symposium L. III. c. b.* Die Weisheit und Gerechtigkeit dienen dem menschlichen Herzen zu einer unerschöpflichen Quelle des Trostes, wenn man unschuldig leidet; sie sind allzeit mit einer gewissen Freude begleitet, die unser ganzes Leben glücklich machet. Was wäre aber dieses für eine traurige Weisheit, wenn wir alle Augenblicke unser Leben dem Tode nähern sehen, und nach diesem weiter nichts zu hoffen hätten? Was wäre dieses für eine erschreckliche Gerechtigkeit, die die Frommen unterdrücken, und die Bösen herrschen ließe? Wozu nützt dem Menschen das Gute, nach welchem er trachtet, und alle Tugend, deren er sich befleißet, wenn seine Seele mit dem Aas seines Körpers vermoderte, und wieder einem andern Aas zum Wesen und zur Nahrung diente? Hat Epikur dieses geglaubt, und dabei fröhlich seyn können? Wie stimmen diese Sätze mit seiner vernünftigen Wohllust überein? Wie mit seiner reinen Vernunft, seinen Sitten, die voll Unschuld und Tugend zu seyn schienen? Laktanz schreibt deswegen sehr schön von Epikur.*) „Gehen unsere Seelen verloren, so laßt uns so viele Schätze sammeln, und so vieler Lust genießen, als wir nur können. Was uns mangelt, mögen wir nehmen, wo wir es bekommen können, es sey mit List, mit Betrug, oder mit Gewalt; und warum

*) Lib. III. c. 17.

das nicht, wenn kein Gott über uns und unsere Thaten wachet. Laßt uns rauben, plündern, und morden, wie es uns gefällt, wann wir nur deswegen nicht gestraft werden. Der ist weise — wie übereinstimmend mit dem, was oben von den Freygeistern ist gesagt worden — der ist weise, der Böses thut, wenn es sicher und nützlich ist, denn, wenn ein Gott im Himmel ist, so zürnet er doch nicht darüber: der ist also ein Narr, der sich befleißet, Gutes zu thun; denn, wie Gott nicht zum Zorn gereizt wird, so bewegt ihn auch nichts zur Gnade. Laßt uns also lustig seyn, so lang wir können, denn nach kurzer Zeit werden wir aufhören zu seyn." Hier gilt der bekannte Vers:

Ede, bibe, lude, post mortem nulla voluptas.

O, daß doch diese Lehre des Epikurs nicht auf unsere Zeiten gekommen wäre! Aber die Geschichte des Tages beweist nur zu sehr, daß sie Jünglingen, wo nicht auf öffentlichen Kanzeln, doch in Privatvorlesungen gelehrt wurde. — —

Wenn Zeno lehrt, daß kein Mittel zwischen der Tugend und dem Laster sey; denn, sagt er, es ist durchaus nöthig, daß man entweder gerade, oder krumm sey: also muß jede Handlung entweder gut, oder böse seyn, so mag er recht haben. Wenn er aber lehrt: daß die Tugenden dergestalt an einander hiengen, daß man niemals eine ohne die

andere besitzen könnte, so hat er unrecht. Denn man kann ein grundehrlicher Kerl, und doch dabei verzagt, großmüthig und ehrgeitzig, tapfer und unbescheiden seyn, u. s. w.

Wie sehr hat sich doch der Verstand des stoischen Zeno verirret, wenn er sagt: daß alle Weiber unter den Weisen gemein seyn sollten, und daß ein jeder sich mit der ersten der besten einlassen könnte, ohne sich an Eine zu halten; daß dieses ein Mittel sey, die Eifersucht und den Argwohn des Ehebruchs zu verhindern; und daß ein jeder alle jungen Leute, wie seine eigenen Kinder, betrachten sollte. — — Diese Stelle des ernsthaften Zeno ist einer besondern Anmerkung würdig. Sie zieht dem ganzen Heiligen die Larve vom Gesichte. Was soll man mit den Weibern machen? Es geziemt sich nicht für einen Weisen, sich mit ihnen in gewisse Verständnisse und Liebeshändel einzulassen. Ein ernsthaftes Gesicht, auf welchem die Weisheit lebendig geschildert ist, wie sollte sich das in verliebte Buhler-Mienen verziehen? Sollte ein so erhabener Geist, ein Philosoph, ein Agamemnon, einer Phryne, oder Lais zu Füssen fallen, und ihr seine Leidenschaften bekennen? Nein, zu solchen Romanen schicken sich die weisen Leute nicht. Gleichwohl drückt sie auch Fleisch und Blut, wie andere. Was ist da zu thun? Wie können sie ihren Begierden Genügen leisten, ohne in das Lächerliche zu verfallen? Die Natur scheint recht

aus Schalkheit, der Philosophie zum Possen, die Venus gezeugt zu haben. Zeno gerieth demnach auf den schönen Einfall, daß, wie alles unter den Weisen gemein seyn sollte, so sollten sie auch die Weiber unter sich gemein haben, also, daß ein jeder sich nach seiner Bequemlichkeit mit der ersten der besten einlassen könnte. Die Vortheile des Weisen bey einer solchen Haushaltung wären überaus groß. 1. Könnte er seinen Durst löschen, wie er wollte, gleich einem, der einen Keller voll Wein hat, und sich bald aus diesem, bald aus jenem Faß einen Trunk Wein reichen läßt. 2. Könnte kein Weiser bey diesem Spiel den andern auslachen; denn die Weiber wären ein gemeinschaftliches Gut; keiner hätte dem andern eine Schwachheit oder Unordnung vorzuwerfen. 3. Wäre ein Weiser dadurch von dem größten Uebel befreit, welches den Sokrates plagte. Denn eine Xantippe ist für einen Philosophen ein erschreckliches Exerzitium. 4. Kämen aus dieser Weiber Gemeinschaft lauter junge Stoiker; deren Auferziehung keinem beschwerlich würde. Man würde die Gelder gemeinschaftlich zusammenschießen, und das junge Thier erziehen lassen, bis es tauglich würde, Mensch und Philosoph zu werden. Kein Vater würde sein Kind, kein Kind seinen Vater kennen. Wäre das nicht eine lustige Erfindung für sauersichtige Leute? Wie vieler Mühe, wie vielen Sorgen und Verdrießlichkeiten würden sie dadurch entgangen

seyn? Weder Argwohn, noch Eifersucht, noch Hahnenreischaften, noch hunderterlei solche Schreckenbilder hätten sie in ihren tiefsinnigen Betrachtungen gestört. Dieses war wenigstens die Absicht der gemächlichen Weisen, die sonst vorgaben: daß sie weder Leiden noch Schmerzen achteten. Allein ich glaube nicht, daß sie solche erreicht hätten. Ein einziger galanter Epikuräer, den ein so lustiges Leben zu ihrer Sekte würde bekehrt haben, wäre genug gewesen, durch seine Artigkeit und aufgeräumten Manieren die Weiber allein auf seine Seite zu ziehen, und die stoischen Milzbrüder eifersüchtig zu machen, dergestalt, daß damit auf einmal das gemeinschaftliche Verständniß der Weisen ihre Endschaft erreicht hätte. Die Freundschaft leidet eine Mehrzahl, aber nicht der Ehestand. Es paaret sich nicht besser, als in der einfachen Zahl. Gott hat dieß weislich vorausgesehen, und deßwegen dem Menschen den Ehestand heilig zu halten gebothen; und auf alle Unordnung, Ehebruch, Hurerei, und Unreinigkeit seine Strafe gesetzt.

Wer sieht also aus den angeführten Lehrsätzen nicht, wie weit sich der menschliche Verstand verirren kann, welchen schändlichen Mißbrauch der Mensch mit der Vernunft treibt, und wie leicht und bald er als ein Rebell gegen die Weisheit und Güte Gottes und gegen alle Ge-

setzgebung auftritt, wenn ihm die natürliche Religion nicht die Führerinn zur geoffenbarten wird?

Die Erfahrung lehrt uns nur zu sehr: daß wir eine Neigung zum Bösen, die sowohl durch die Geburt, als durch Erziehung und durch Beispiele erzeugt ist, in uns tragen, daß sie der beste Mensch nie ganz bekämpfen kann, daß wir eine große Trägheit und ein Unvermögen zum Guten fühlen. Und die Religion lehrt uns: daß wir dieses Verderben, dieses Unvermögen nicht durch die bloßen Kräfte der Natur, sondern durch einen höhern, göttlichen Beistand überwinden können, und daß unsere natürliche Tugend ohne selben sehr unvollkommen bleibt.

Der Mensch, der von seiner Vernunft guten Gebrauch macht, der verlegt sich auch mit selber auf die Prüfung der Offenbarung, untersucht ihre Wirklichkeit, und wägt mit großer Genauigkeit alle mögliche Gründe für das Ja und Nein, und schließt endlich mit Zuversicht: Gott habe in der That mit den Menschen geredet. Und so führt ihn dann die Vernunft bis an das Heiligthum der geoffenbarten Religion: aber hier steht sie, und beuget sich und schweigt, nicht weil sie die Verbindung der Begriffe einsieht, sondern weil sie dem göttlichen Ansehen nicht widerstehen kann.

Wäre die Vernunft für sich allein allwissend und entscheidend, so würde sie den Menschen nicht

mit Zweifel bestürmen. Dieß sahen selbst die Weisesten des Alterthums ein. Daher ihre feurigen Wünsche, daß ein höheres Wesen die Wolken der Zweifel verdrängen möchte. Sokrates gab seinen Schülern die schöne Ermahnung: der Weise soll zwar nach allen Kräften die Wahrheit verfolgen; doch auf keine Gewißheit dringen, sondern mit der größten Wahrscheinlichkeit zufrieden seyn: „bis daß er von einem hellern Lichte erleuchtet, oder von einer göttlichen Stimme selbst in den Lebenspflichten unterrichtet werde." *) Plato stellte sogar die Maxime auf: „Nur Gott allein könne der wahren Frömmigkeit Lehrmeister seyn." **) Eben dieser Plato hat uns ein Gespräch des Sokrates mit einem seiner Schüler aufbehalten. ***) Es dürfte hier nicht am unrechten Orte stehen; und vielleicht erweckt es bey manchem Leser Nachdenken.

Sokr. Mit Geduld warten, ist das Rathsamste, was wir thun können. Ja freylich! warten müssen wir: bis jemand kömmt, der uns unsere Pflichten gegen Gott, und die Menschen deutlicher erklärt.

Schül. Wann wird uns diese glückliche Sonne aufgehen? Wer wird uns den erwünschten Unterricht geben? O, wie brenne ich vor Begierde, den Lehrmeister zu sehen!

*] in Phaed.
**] in Epinom.
***] in Alcib. dial. 2.

Sokr. Er sorget für dich, und wird es noch ferner thun, dieser göttliche Lehrmeister. Aber wie's mich dünkt, geschieht es auf die Art, wie Minerva nach Homers Erzählung mit dem Diomedes umgieng. Sie zertheilte den vor seinen Augen schwebenden Nebel, und so sah er die Gegenstände, welche vor ihm lagen. Also muß der dicke Nebel, der deinen Verstand verfinstert, zerstreut werden, damit du den Unterschied zwischen dem Guten und Bösen scharfsinnig bemerken könnest, was du jetzt noch nicht vermagst.

Schül. Möchte er doch kommen! möchte er meine Finsterniß zerstreuen! Ich bin bereit, alles zu thun, was er befehlen wird; wenn ich nur besser und frömmer, als ich jetzt bin, werden kann.

Sokr. Warten wir also, und verschieben wir unsere Opfer; denn jetzt wissen wir nicht, ob sie Gott gefallen oder mißfallen.

Schül. Ja! wenn der Tag kommen wird, dann wollen wir Gott unser Opfer mit fröhlichem Herzen entrichten. Seine überaus große Güte machet mir Hoffnung, er werde nicht lange ausbleiben, dieser freudenvolle Tag.

Wären doch dieser große Lehrer und sein lehrbegieriger Schüler um fünf Jahrhunderte später auf unserm Planeten erschienen, wie willkommen würde ihnen die göttliche Offenbarung, wie erwünscht die Sonne des Evangeliums aufgegangen seyn.

Es ist sich also nicht genug zu verwundern, daß es heut zu Tage noch Männer giebt, die beim hellen Lichte des Christenthums blind sind und bleiben wollen. Männer, die, auf die Vorzüge ihrer Vernunft stolz, die Offenbarung schlechthin verwerfen. Und wollte der Himmel, daß von diesen Männern nicht manche Rathgeber der Fürsten, und Geschäftsmänner bei Regierungen wären, die Geschichte des Tages würde uns weniger Auftritte in manchen Staaten liefern, worüber dem denkenden Forscher der Verstand still steht, und gegen die sich das Herz jedes Rechtschaffenen empört, und die schwere Frage abnöthigt: Wo will doch dieß alles am Ende hinaus? —

Wenn die Nachrichten aus manchen Gegenden Deutschlands in öffentlichen Blättern, Zeitungen, ꝛc. nur die Hälfte Glaubwürdigkeit in sich enthalten, so kann man auf nichts anders, als auf traurige Folgen schließen.

Glücklicher Staat, dessen Regent, Staatsdiener, und Unterthanen vom Geiste des Christenthums beseelt sind! Dieser Geist ist nur Liebe, die den Regenten mit dem Unterthan auf das innigste verbindet, und das Verhältniß zwischen beiden bezeichnet. Die Früchte dieses Geistes sind Liebe, Gehorsam, Friede, Bürgertreue, häusliche Eintracht, gegenseitige Liebe der Nationen.

Jemehr der Regent überzeugt ist: daß ober ihm eine höhere Macht waltet, von der alle Gewalt,

alle Gesetzgebung hergeleitet werden muß, desto mehr wird er sich seiner Macht nur nach der Anordnung der höhern bedienen; und so wird er denn Vater und Beglücker seiner Unterhanen seyn. „Nur dadurch werden die Monarchen dem Allerhöchsten ähnlich, wenn sie sich überzeugt fühlen, daß nicht sie es sind, die regieren, sondern daß eine höhere Macht, **das allsehende Auge der Fürsehung** auf der Spitze ihrer Zepter glänze. Große Fürsten haben unter dieser göttlichen Abhängigkeit sich und ihre Völker glücklich gemacht. Glück und Unglück hiengen immer von der Verbindung oder Trennung zwischen Gott und dem König ab." *]

Da es noch keinen Staat gegeben hat und geben wird, der nicht Stürme der Zeit auszuhalten hatte, und aushalten muß: so werden einem christlich gesinnten Fürsten Mittel und Kräfte genug zu Gebothe stehen, dieselben aushalten und abwehren zu können. Nur verliere er die Wahrheit, die die Offenbarung **] auch für ihn, wie für den niedrigsten seiner Unterthanen ausgesprochen hat, nie aus dem Gedächtniße: „Der meine Worte [Jesu] höret und sie thut, den vergleiche ich mit einem weisen Manne, **weisen Regenten**, der sein Haus, **seinen Thron, seinen Staat**, auf einen Felsen, **die Offenbarung**, gebauet hat. Und es fiel ein Platzregen, **feindliche Heere überfielen den**

*] 2ter Band S. d. 3.
**] Math. 7. 24 — 28.

Staat, es kamen Wassergüsse, Theuerung, Hunger, Seuchen, und die Winde bliesen und stießen an das Haus, Aufruhr, Empörungen entstanden, und bedrohten den Thron, den Staat, und es fiel nicht zusammen, weil es auf einen Felsen, auf Vernunft im Einklange mit der Offenbarung, gegründet war.“ „Ein jeder Fürst, der diese meine Worte hört, und thut sie nicht, ist einem thörichten Manne gleich, der sein Haus auf Sand, auf falsche Grundsätze, unhaltbare Gesetze, gebauet hat. Und es fiel ein Platzregen [wie oben], es kamen Wassergüsse, und bliesen Winde, und stießen auf das Haus, und es stürzte ein, und sein Fall war groß.

Nichts kann auf den Staat, den Unterthan mehr wirken, als das Beispiel von oben herab.

Auf der Ehrensäule, die der röm. Senat dem Cato gesetzt hat, las man mit Ehrfurcht folgende Inschrift:

„Dem Cato zu Ehren!“

Denn er hat den zum Verderben sich neigenden Staat durch das Beispiel seines Lebens, und durch weise Verordnungen aufgerichtet.“

Das Devis des Kaisers Ulp. Trajan war: „Wie der König, so das Volk.“

Ist der Regent vom Geiste des Christenthums beseelt, um so mehr werden es auch seine Unterthanen seyn; um so mehr wird sich in ihnen der wahre Patriotismus offenbaren. Denn nichts

begünstigt den Patriotismus mehr, als das Christenthum. Ruft es nicht dem Regenten und jedem Unterthan ohne Unterschied zu*) „Habt gegen jedermann Achtung, liebet die Brüder; fürchtet Gott, und ehret den König"? Wer schärfet den Unterthanen mehr obrigkeitlichen Gehorsam und Unterthänigkeit ein, als Paulus? Jedermann schreibt er**) muß jeder höhern Obrigkeit unterthänig seyn; denn keine Obrigkeit ist anderswoher, als von Gott, und die bestehenden Obrigkeiten sind alle von Gott angeordnet. Wer also sich wider die Obrigkeit auflehnt, der lehnt sich wider Gottes Anordnung auf; die wiederspänstigen machen sich selbst ein schweres Gericht. Die Fürsten sind nicht denen, die Gutes, sondern denen, die Böses thun, fürchterlich. Willst du dir nun vor der Obrigkeit nichts zu fürchten haben; so thue, was recht ist, und du wirst ihren Beifall haben. Denn sie ist Gottesdienerin zu deinem Besten. Thust du aber unrecht, so hast du Ursache, dir zu fürchten: denn sie führt das Schwert nicht umsonst, sondern als Gottesdienerin muß sie an dem, der Böses thut, strenge Rache nehmen. Es ist euch also unumgänglich nothwendig, unterthan zu seyn, und zwar nicht bloß aus Furcht der Strafe, sondern schon um nicht gegen das Gewissen anzustossen. Eben darum müsset ihr auch Abgaben entrichten; denn sie sind Gottesdiener, und stehen eben

*] 1. Pet. 2. 17.
**] Röm. 13. 1 – 8.

hiefür in seinem Dienste. Gebet also einem jeden, was ihr ihm schuldig seyd; Abgabe, wem Abgabe; Zoll, wem Zoll; Ehrfurcht, wem Ehrfurcht, Ehrenbezeugung, wem Ehrenbezeugung gebührt."

Heißt das nicht unstreitig wahren Patriotismus, reine Vaterlandsliebe predigen? Reine Vaterlandsliebe, die dem niedrigen Eigennutze, der selbstsüchtigen Denkungsart, der Unthätigkeit in gemeinnützigen Dingen, der Fühllosigkeit gegen allgemeine Noth und gemeinschaftliche Bedürfnisse und Angelegenheiten entgegengesetzt ist, reine Vaterlandsliebe, die uns antreibt, unsern persönlichen Vortheil dem Vortheil der ganzen Gesellschaft aufzuopfern, zu ihrer Erhaltung, zu ihrem Schutze, zu ihrem Wohlstande gern alles mögliche beyzutragen, und alles für sie zu wagen, zu arbeiten, zu leiden, zu thun, ohne irgend eine andere Wiedervergeltung zu erwarten, als das Bewußtseyn, recht und pflichtmässig gehandelt zu haben, und dadurch den Beifall Gottes, seines Fürsten, und seiner Mitbürger zn verdienen. — So begünstigt das Christenthum die Vaterlandsliebe, diesen Patriotismus auf alle Weise, und der wahre Christ übet denselben weit besser, und aus weit edlern Gründen aus, als jeder Weise, der, auf seine Vernunft stolz, gleichgültig auf das Christenthum hinsieht; der das schöne Wort Patriotismus nur so lange im Munde führt, so lange er seinem Egoismus fröhnet. Sagt es uns nicht die Geschichte des Tages:

daß mancher Staatsdiener, mancher Bürger aus lauter Patriotismus reich geworden, während der Fürst und der Unterthan arm wurden? — Nein, der wahre Christ denkt und handelt uneigennützig und großmüthig; opfert sich gern für andere auf, suchet die Stelle, die ihm Gott durch seinen Fürsten angewiesen, würdig zu behaupten; das Geschäft, das er ihm aufgetragen hat, treu und redlich auszurichten, und dem Orte, der Gesellschaft, seinen Mitbürgern, dem Staate vorzüglich nützlich zu seyn, und da so viel Gutes zu wirken, und soviel Wohlstand um sich her zu verbreiten, als es nur immer in seinen Kräften steht. Er ist auch bey allem dem weder blind in Absicht auf die Fehler und Mängel, noch eitel, und stolz in Absicht auf die Vorzüge seiner Mitbürger, und Volksgenossen, ist weder partheyisch, noch ungerecht, noch feindselig, noch graüsam gegen andere Menschen und Völker. Und so vermeidet er die Abwege, auf welche der falsche Patriotismus die Unterthanen verführet.

Der wahre Patriotismus will nach den Grundsätzen des Christenthums, daß ein jeder Mensch den andern bey seinen Gerechtsamen, Freyheiten, Vorrechten lasse, erhalte, schütze; ihn als Bruder und nicht als Sklaven behandle; ihn in keinem Stücke beeinträchtige, oder beschädige, und in allen Fällen so mit ihm umgehe und verfahre, wie er wünschte, daß man in ähnlichen Fällen mit ihm selbst umgehen, verfahren möchte; der falsche Patriotismus

hingegen will, daß man sich immer auszubreiten, und andere einzuschränken, die Macht des Staats, die Gränzen des Landes auf Kosten anderer zu erhöhen und zu erweitern suche; die Nachbarn mit List, oder Gewalt unterjoche, ihre Vortheile, ihr Gewerbe, ihre Handlung an sich ziehe, ihrer Freyheit immer engere Schranken setze, ihren Wohlstand untergrabe, schwäche, und denselben, sobald man seine Rechnung dabei findet, und die Sache möglich ist, ganz zu Grunde richte. So verschieden, so entgegengesetzt sind die Gründe des Christenthums, und die Gründe des falschen Patriotismus! Sollte es demnach der geoffenbarten Religion nicht zur Ehre gereichen, nicht Beweis ihres Einflußes auf das Wohl der Staaten, nicht Beweis ihres höhern Ursprungs seyn, daß sie das, was doch in der That Menschenhaß ist, auf keine Weise begünstigt; daß sie nicht Entfernung, sondern Annäherung, nicht Absonderung, sondern Vereinigung, nicht Eigennutz, sondern Großmuth, nicht Lügen, sondern Wahrheit, nicht Uneinigkeit und Zwietracht, sondern Liebe und Friede verkündet; daß sie den Fortgang des Menschengeschlechtes nicht hindert, sondern befördert? Gewiß, wenn sie dieß alles nicht thäte, die Offenbarung, so könnte sie nicht von Gott, der lauter Liebe ist, herkommen!

Glücklich, ja zweymal glücklich der Staat, in welchem Gott, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist, gegeben wird! Da verbinden sich

Kirche und Staat unzertrennlich miteinander, da stehen beide auf einem unüberwindlichen Felsen fest, und Zepter und Hirtenstab werden sich stets, wie Gerechtigkeit und Friede einander küssen!

In dieser Hinsicht verdient der baierische Staat die ruhmvollste Erwähnung: mit welcher frommen, eifrigen Anhänglichkeit an Religion sowohl Regent, als Unterthan in allen Zeiträumen ihrer merkwürdigen Geschichte weiteiferten. Wer sich davon mehr überzeugen will, der lese die Schrift: Huth. **Was thaten die Wittelsbacher für die Kirche.** München bey Lentner 1755.

Es mag den damaligen Kultus unser aufgeklärtes Jahrhundert noch so sehr für Bigotismus, Pietismus, Fanatismus, Obscurantismus und wie die Ismus alle heißen; verschreyen: so ist und bleibt es doch gewiß, daß dieser Kultus den mächtigsten Einfluß auf das Volk und Wohl des Staates hatte. Man schrieb nach Gott demselben allgemein die Abwendung der Landplagen, errungene Siege, erkämpften Frieden, wiederhergestellte Ruhe, den zurückkehrenden und sich offenbarenden Gottessegen in friedlichen und ruhigen Tagen zu. Der Kultus der Großen war der Abdruck ihrer frommen Gefühle und wahrhaft christlichen Gesinnungen. Und wie der Regent, so war auch sein Volk gesinnt. Das Ausland erstaunte darüber, und gab dem Land Baiern das schöne Prädikat heilig, *Bavaria sancta*. Unläugbar ist es, daß die damaligen frommen Bei-

spiele der Fürsten, weit mehr praktisches Christenthum erzeugten, als unser aufgeklärtes Jahrhundert erzeugte, oder erzeugen konnte. Sind nicht die in Städten, Märkten, und auch zum Theil auf dem Lande, vielen, reichfundirten und dotirten Spitäler, Hospitäler, Waisenhäuser, Siechenhäuser, Stipendien für arme Studenten u. s. w. ewige Denkmäler, lautsprechende, unwiderlegbare Beweise davon? Und wenn auch in unsern aufgeklärten Tagen so manches Kapital von den genannten Fundationen und Dotationen theils verloren gieng, theils versplittert ward, durch welchen Geist ist es geschehen? —

Durch das Beispiel der Großen ward der Patriotismus der Unterthanen auf das Höchste angefeuert. Wo findet man solche Proben der Treue, der Redlichkeit, der Anhänglichkeit an Fürst und Vaterland, als zu den damaligen Zeiten? „Es waren, sagt Kornmann,*) die Zeiten der schönen Vermählung des Bürgersinnes mit dem Fürstensinne, unter Heiligung und Garantie wechselseitiger Rechte und Pflichten. Noch sprechen die Wappen und Freyheitsbriefe der Städte und Edeln als glänzende Denkmäler und Urkunden ihre Anhänglichkeit rühmlichst aus. Noch wird von den Zeiten gesprochen, wo kein Opfer für Fürst und Vaterland zu groß war; denn man war unter gerechten und geliebten Fürsten nicht nur sicher in seinem Eigenthum, son-

*] Nachtr. z. S. d. Z. u. R.

dern auch seines Daseyns froh. Man freute und rühmte sich ein Baier zu seyn."

1. Zu Otto's und zu Stephans Zeiten,
Wie die Geschichte weist,
Da gab es bei gemeinen Leuten,
Noch Treue, Muth und Geist.
2. Kaum scholl der Ruf: die Feinde drohen
Auf beider Fürstenhaus,
Da kam ein jeder hergeflogen,
Potz Wetter, da war's aus.
3. Es schwuren sechszigtausend Männer
Bei Bart und Herz und Blut,
Wir sterben als getreue Männer
Für unser Fürstengut.
4. Es sprengten fünfzehnhundert Reiter
In einem Hui herbei,
Und wichen keinen Schritt mehr weiter,
Auf Ehre und auf Treu.
5. So rükten Väter, Söhne, Knechte
Aus allen Dörfern an,
Und kämpften für des Hauses Rechte;
Das hieß ich Unterthan.
6. Die Feinde floh'n erschreckt zurücke,
Und jeder Biedermann
Verkündete dem Fürsten Glücke,
Und hieß ein braver Mann. K.

Nach Westenr. G. von Baiern.

Um noch die Anhänglichkeit des baierischen

Volkes an die Religion aus dem Alterthnm zu beweisen, will ich nur das Einzige anfuhren. *]

Bei der Wahl des Herzogs Tassilo II. zu Ashaim legten ihm die Stände nachstehende Gesetze zu beschwören vor:

„Die Kirchen sollen als ein Heiligthum gehalten werden. Die Mönche sollen klösterliches Leben führen. Dem Priester soll man alle gebührende Zehente geben. Der Fürst soll sich der Rechte befleißen. Die Wittwen, Waisen und Arme sollen vor Unterdrückung der Reichen geschützt werden. Der Armen und Unterdrückten Klagen soll

*] Parnaſs. Boj. N. B.
Templa Sacrosancta sunto Monachi recte vivant. Omnes decimas tribuant Sacerdotibus. Pupillos, viduas, inopes a calumnia potentum defendito: pauperum et inopum querimonias ipse audito et cognoscito. Magiſtratibus, præsidibus, præfectis, prætoribus, ne cives, colonos, pauperes servitute opprimant, demandato, neque illorum avaritiæ inopes praedae esse sinito. Nec enim aequum eſt, ut illi de visceribus Reipubl. [cum antea pauperes et mendici fuerint] collocupletentur et fortunis miserorum ditentur. Creditae sunt illis provinciae, ut tanquam parentes consulant pauperibus, non ut divites fiant et luxurientur. Leges Bojorum ubique observato, ne qua fraus ipsis fiat, caveto. Incesta conjugia, adulteria cohibeto et punito ꝛc. ꝛc.
Avent. lib. 3.

der Fürst selbst anhören und erkennen. Den Magistraten, Pflegern und Vorstehern soll befohlen werden, daß sie weder Bürger, noch Bauern mit Servituten und Frohndiensten belästigen, damit sie nicht ein Raub ihres Geitzes werden. Denn es geziemt sich nicht, daß diejenigen, die ehevor selbst arm und Bettler waren, sich vom Schatzkasten des gemeinen Wesens, und dem Blute der Dürftigen bereichern. Es sind ihnen die Verwaltungen der Provinzen anvertraut, damit sie, wie Väter, für die Armen Obsorge tragen, nicht damit sie reich werden und dem Luxus fröhnen. Die baierischen Gesetze sollen überall gehandhabt und verhüttet werden, daß man sie nicht übertrete. Blutschand, Ehebruch soll verboten und gestraft werden." u. s. w.

Die Stände des Landes müssen schon in den damaligen Zeiten überzeugt gewesen seyn, daß die Fürsten, welche die Religion beschützen und aufrecht erhalten, an ihrer eigenen Ruhe und Sicherheit, und an der Ruhe und Sicherheit der Völker arbeiten. „Wenn die Religion der Fürsten sagt: „Euer Herz erhebe sich nicht über eure Brüder!" so sagt sie auch den Völkern: „Fürchtet Gott! Ehret den König!"

Unser allerdurchlauchtigster, allgeliebter Maximilian Joseph trat nach so vielen standhaft und rühmlichst ausgehaltenen Stürmen der Zeit, nach so vielen dargebrachten Opfern, und dadurch wie-

der hergestelltem Frieden und Ruhe muthig in die Fußstapfen seiner Ahnen. Den Beweis spricht laut das zwischen Sr. Heiligkeit Papst Pius *VII.* und Sr. Königl. Majestät am 5. Juny 1817 geschlossene Konkordat, und die seiner Nation gegebene neue Konstitution aus.

Das erste giebt gleich im Eingange zum Motiv den heißen Wunsch, von dem beyde Partheien beseelt sind, an: „In geistlichen Angelegenheiten eine sichere und andauernde Ordnung festzusetzen, damit [Art. 1.] die katholisch-apostolisch-römische Religion im ganzen Königreiche Baiern, und in den demselben unterworfenen Ländern unter sicherm Obdach blühe, mit jenen Rechten und Vorzügen fortbestehe, die ihr **nach der Anordnung Gottes,** und den **kanonischen Satzungen** gebühren."

Kaum erscholl die Bekanntmachung dieses glücklichen Ereignißes im Königreiche, so tönte allgemeiner Jubel und Freude des katholischen Volkes demselben entgegen. Es ist nicht Schmeichelei, reine Wahrheit ist's, die der Herausgeber dieser Schrift, ein pensionirter Geistlicher, der oft genug in verschiedene Gegenden und Pfarreien zur Aushilfe in der Seelsorge gerufen wird, und also hinlänglich Gelegenheit zu beobachten und zu hören hat, selbst aus dem Munde der erfreuten Unterthanen hörte: „Dank unserm guten König! Wenn das geschieht, so wollen wir gern unsere Abgaben entrichten, dann wird auch Gottessegen wie-

der einkehren u. s. w." Zu Haus erzählten's die Väter ihren schulbesuchenden Söhnen, und viele, viele bathen ihre Aeltern, sie studieren zu lassen, indem sie Geistliche zu werden versprachen; und die Aeltern willigten freudig ein. Zeugen von dieser Wahrheit sind die öffentlichen Schulhäuser der Primärklassen, die auf einmal zum Erstaunen angefüllt werden, da sie ehevor auszusterben schienen.

Se. königl. Maj. forderte von der Universität Landshut das Gutachten: Ueber die Ursache des überhandnehmenden Mangels der Geistlichkeit, und warum so wenige zu diesem Stande aspiriren, ab. Das Gutachten wurde von den weisesten Männern mit starken Gründen an die allerhöchste Stelle abgegeben, und allgemein publik gemacht. Allein es bewegte sich nichts. Aber kaum erschien das Konkordat, und alles gerieth in Bewegung, um diesem eingetretenen Mangel wieder abzuhelfen.

Heil also unserm besten König! Möchte er ja bald geruhen, durch die Realisirung des Konkordats das Maas der Freude seiner katholischen Unterthanen, die schon zwey Jahre sehnsuchtsvoll und mit Unruhe derselben entgegen sehen, vollzumachen! Doch getrösten wir uns; auch bey diesem allerwichtigsten Geschäfte — oder ist das Religionsgeschäft nicht das allerwichtigste? — gilt das allgemeine Sprüchwort: Gutes Ding braucht lange Weile." Es ist besser mit langsamen Schritten vorwärts schreiten, als im Laufen

straucheln, oder gar fallen und sich das Bein brechen. — Vertrauen wir in Geduld auf Gottes allweise, allmächtige Fürsehung, die den weisen Verstand, und das gute Herz unsers allgeliebten Königs zu einem Schritte geleitet, den vor Seiner noch kein Fürst Deutschlands gemacht hat; diese allweise, allmächtige Fürsehung wird ihm, unserm Mächtigen, das Machtwort *Fiat* bald zum Trost der sehnsuchtsvoll wartenden, katholischen Nation in den Mund legen; und dann wird der Nebel vor unsern Augen vertrieben werden, der uns bisher die Hindernisse verhüllte, die die Realisirung dieses religiösen Geschäftes in die Länge hinauszogen. Sehen werden wir dann mit klaren Augen, wie Max Joseph der beste König Baierns durch seine Anhänglichkeit an Religion die Krone seiner glorreichen Regierung mit dem edelsten aller Edelsteine zieret, seine Nation wahrhaft beglücket, und beglückt seinem durchlauchtigsten Sohn Ludwig, unserm geliebten, hoffnungsvollen Kronprinzen hinterlassen wird!

Wegen zu weiter Entfernung des Verfassers wird ersucht, bey allenfalls eingeschlichenen Fehlern, gefällige Nachsicht zu haben.

Schinner.

Schinner.

Schinner.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoy, Bernhard Rupert,

Einfluß der geoffenbarten Religion auf das Wohl der Staaten ein Wort, daß nie oft genug, besonders in unsern Tagen wiederholt werden kann

Paßau 1820

Pol.g. 428 f
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10814578-7